

Familien stark in der Erziehung

Fachtag

16. Juni 2003
Handwerkskammer
Hamburg



Freie und Hansestadt Hamburg
Behörde für Soziales und Familie

Inhalt

Vorwort	5
Eröffnung	
Senatorin Birgit Schnieber-Jastram.....	6
Grußwort	
Peter Becker, Präsident der Handwerkskammer Hamburg	9
Hauptreferat	
Prof. Dr. Dr. Dr. Wassilios Fthenakis	
Familien: auch heute ein Zukunftsmodell – aber zerbrechlich	10
Videopräsentation	
„Familien auf der Suche nach Entlastung“	
Elternschule Hamburg-Langenhorn, Agentur Frische Medien GbR, Hamburg	37
Workshops	
1 Entlastung von Familien im Alltag	
• „Wellcome“, Referentin: Rose Volz-Schmidt	40
• „Adebar“, Referentinnen: Anja Frost, Mirjam Hartmann	42
Aus der Diskussion.....	51
2 Stärkung der Erziehungskompetenz. Kurse für Eltern – was können sie leisten?	
• „Starke Eltern – starke Kinder“, Referentin: Verena Zühlsdorf	54
• „Triple P“, Referentin: Imke Dreessen	59
Aus der Diskussion	64
3 Unterstützung von Migrantenfamilien	
• „HIPPY“, Referentin: Nevriye Kayis	68
• „Sprachförderung in Eltern-Kind-Gruppen“, Referentinnen: Kerstin von Bockel, Margarete Kossolapow	70
Aus der Diskussion	75
4 Väter in der Familienbildung	
• Zukunftsweisende Konzepte und Ideen für die Väterbildung	
Referent: Volker Baisch.....	78
Aus der Diskussion	81
5 Prävention durch Kooperation	
• „ERIK“ Erziehungshilfe, Rat und Information im Kindergarten, Referentin: Roswitha Glatthaar	84
• „Familienbildung in Kooperation mit Kindertageseinrichtungen“, Referentin: Benita Hartung	87
Aus der Diskussion	89
Podiumsgespräch:	
• Familien zu Gewinnern machen: was ist zu tun?	
Zusammenfassung Dr. Vera Birtsch	91
Feedbackbogen	98

Herausgeber:

Behörde für Soziales und Familie
Büro für Familien-, Jugend- und Sozialpolitik

Hamburger Straße 118
22083 Hamburg

Fotos: Agentur Frische Medien GbR, Hamburg
Rose Volz-Schmidt, Ev. Familien-Bildungsstätte,
Hamburg-Niendorf

Dezember 2003

Druck: Eigendruck

www.familienforum.hamburg.de

Vorwort

Mit dem Fachtag „Familien stark in der Erziehung“ am 16.06.2003 wurde für Hamburg erstmalig ein großes Fachforum angeboten, in dem die Debatte um die Anforderung und das Gelingen familiärer Erziehung breit geführt werden konnte. Fachkräfte und aktive Helfer der Familienbildungs-, der Familienberatungs- und Unterstützungsangebote, familien- und jugendpolitisch Interessierte und interessierte Eltern waren angesprochen und nahmen in großer Zahl an der Veranstaltung teil.

Die Schirmherrin des Familienforums, Frau Senatorin Birgit Schnieber-Jastram sagte in der Eröffnung der Veranstaltung: „ Familie ist dort, wo Eltern für Kinder und Kinder für Eltern Verantwortung tragen. Wir wollen, da wo es erforderlich ist, die Eltern vor allem darin unterstützen, dieser Verantwortung gerecht zu werden.“ Sie kennzeichnete damit die Zielrichtung des Familienforums, die der Präsident der Handwerkskammer Hamburg, Herr Peter Becker, in seiner Begrüßung ebenfalls besonders betonte. Professor Dr. Dr. Dr. Wassilios Fthenakis zeigte im Hauptvortrag neue Wege der Familienbildung und aktuelle Ziele der Familienpolitik auf, weckte großes Interesse dafür und erhielt viel Zustimmung. Praktische Ansätze der Familienbildung wurden in mehreren Workshops erörtert und Beispiele für mehr Familienfreundlichkeit in Hamburg im Rahmen des abschließenden Podiumsgesprächs erörtert.

Auch die zweite Veranstaltung des Familienforums in diesem Jahr, der 1. Hamburger Elterntalk mit dem Erfolgsautor und prominenten Elternberater Jan-Uwe Rogge am 19. Juni 2003 in der Evangelischen Akademie, stieß auf großes Interesse. Jan-Uwe Rogge konnte die anwesenden Eltern mit Überlebensstipps fesseln und unterhalten und es kam selbst im Rahmen des vollbesetzten Plenums zu einem intensiven Gespräch über Erziehungsprobleme im Einzelnen.

Das Hamburger Familienforum soll auch in 2004 fortgeführt werden – wieder mit Diskussionsveranstaltungen für Fachkräfte und mit umfangreichen Informationen für Eltern. Auch hier wird es darum gehen, Eltern in ihrer Verantwortung besser zu unterstützen und Hamburg als Ort für Familien attraktiver zu machen.

Dr. Vera Birtsch

Büro für Familien-, Jugend- und Sozialpolitik

November 2003

Eröffnungsrede

von Senatorin Schnieber-Jastram



Sehr geehrter Herr Becker,
sehr geehrter Herr Prof. Fthenakis,
sehr geehrte Damen und Herren,

zur Auftaktveranstaltung des Hamburger Familienforums heiÙe ich Sie herzlich willkommen und überbringe Ihnen die GrüÙe des Senates der Freien und Hansestadt Hamburg.

Mit dem heutigen Fachtag ‚Familien stark in der Erziehung‘ eröffnen wir eine Reihe von Veranstaltungen für Fachkräfte, die Familien in der Familienbildung, der Familienberatung und auf andere Weise unterstützen und für die originären Familienexperten, die Eltern.

Der Vortrag von Prof. Fthenakis, die Workshops zu neuen Projekten in Hamburg und in anderen Städten bieten Gelegenheit zum fachlichen Austausch und sie enthalten hoffentlich zahlreiche Hinweise auch für neue Ansätze. Ich freue mich sehr, dass das Gespräch dabei auch mit Eltern direkt möglich wird, auch sie sollen heute zu Wort kommen.

Familienpolitik ist ein Schwerpunkt meiner Arbeit und sie ist wichtiger denn je, denn die Familie ist eine der zentralen „Kraftquellen“ der Gesellschaft.

Familie hat entgegen mancher anders lautender Prognosen immer noch eine überragende Bedeutung.

Der neueste Datenreport des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zeigt, dass Familie als Lebensform keineswegs an Attraktivität verliert. Im Gegenteil: die Wertschätzung der Familie ist in besonders hohem Maße auch bei jungen Menschen gewachsen. Und einer jüngsten Befragung zufolge halten mehr als 80 Prozent der Bevölkerung die Familie für den wichtigsten Bereich in ihrem Leben. Es stimmt also nach wie vor, dass Familie für die Menschen der zentrale Lebens- und Erfahrungsbereich ist.

Auch die Betrachtung anderer Zahlen zeigt die herausragende Bedeutung der Familie als Lebensform für Eltern und Kinder. Bei allen Veränderungen der Lebensformen bleibt die Familie erhalten: 84 Prozent der Kinder unter 18 Jahren wachsen in Westdeutschland mit beiden leiblichen Eltern auf. Das sind wohl mehr als viele von uns sich das vorgestellt haben.

Aber, lassen Sie mich das auch ganz deutlich sagen: Eine Familie ist mehr als nur das Zusammenleben von Kindern und Eltern. „Familie ist dort, wo Eltern für Kinder und Kinder für Eltern Verantwortung tragen“.

Wenn Paare sich für Kinder entscheiden, entscheiden sie sich auch für diese Verantwortung. Dies ist der Ausgangspunkt meiner Politik: wir wollen, da wo es erforderlich ist, die Eltern vor allem darin unterstützen, dieser Verantwortung gerecht zu werden.

Familien sollen dann, wenn sie es brauchen, im praktischen Alltag des Zusammenlebens, und das heißt vor allem auch in der Erziehung ihrer Kinder, unterstützt werden – und dies, ohne sie aus der Verantwortung für ihre Kinder zu entlassen. „Verantwortung stärken statt Verantwortung abzunehmen“ muss das Motto unseres familienpolitischen Handelns sein!

Am vergangenen Freitag habe ich das familienpolitische Programm meines Hauses vorgestellt. Da hierüber in den Medien bereits berichtet wurde, erlaube ich mir, Ihnen hier nur kurz die Schwerpunkte des Familienförderprogrammes vorzustellen:

Familienpolitik ist Querschnittspolitik. Dies hat der Senat in seinem Beschluss zum Leitbild „Metropole Hamburg - Wachsende Stadt“ zum Ausdruck gebracht. Um dies sicherzustellen, arbeitet unter der Federführung der Behörde für Soziales und Familie eine behördenübergreifende Arbeitsgruppe an Programmen zur Verbesserung der Lebenssituation von Familien.

Folgende Maßnahmen zur Stärkung der Erziehungskraft der Familien sind bisher auf den Weg gebracht worden:

- Unterstützung von Familien nach der Geburt eines Kindes durch das Wellcome-Projekt.
- Die Unterstützung junger Familien durch ehrenamtliche Helfer im Projekt Oma-Hilfdienst als Dialog der Generationen.
- Ausbildung von Multiplikatoren, die danach in den Familienbildungsstätten und Elternschulen Kurse für Eltern unter dem Motto „Starke Eltern, starke Kinder“ anbieten.
- Einrichtung eines Beratungstelefon für Eltern zum Thema rund um die Geburt. In Vorbereitung ist ein Gruppenangebot für Teenager mit Babys in Kooperation mit dem Deutschen Kinderschutzbund.
- Stärkung der Väter in ihrer Erziehungsverantwortung durch die Kampagne „Väterfrühling“, die Entwicklung eines neuen Bildungskonzeptes für Väter und die Förderung eines Modellprojektes Väter de. online Informations- und Beratungsangebot.
- Erstmalige flächendeckende Förderung von Angeboten des betreuten Umgangs, um die Erziehungsverantwortung für Kinder in Trennungs- und Scheidungssituationen besser wahrnehmen zu können.
- Die Förderung von Sprachkursen für Mütter mit Migrationshintergrund durch Kooperation von Familienbildung und Kindertagesbetreuung.
- Verbesserung der Förderung der Familienerholung und Familienfreizeit durch Erweiterung der Einkommensgrenzen mit dem Ziel einer besseren Inanspruchnahme dieses Förderprogramms.

Und unsere Planungen umfassen weitere Maßnahmen, von denen ich Ihnen zwei gerne nenne:

- In Vorbereitung ist die Einführung eines Hamburger Familienpasses ab 1. Januar 2005. Dieser Familienpass soll sich an alle Hamburger Familien mit Kindern unabhängig vom Einkommen richten und zahlreiche Angebote aus den Rubriken Freizeit, Theater, Musik, Kultur und Sport enthalten und über das ganze Jahr gelten. Der Familienpass soll in Kooperation mit Kulturanbietern, Veranstaltern und Unternehmen als Projekt im Sinne von public private partnership aufgebaut werden.
- Als Konsequenz aus PISA wird das Programm betreute Nachmittagsangebote als Kooperationsprojekt von Jugendhilfe und Schule (PRO REGIO) von 12 auf 18 Standorte ausgebaut. Dies bedeutet mehr Bildung und Betreuung und zugleich mehr Entlastung von Familien.

Mit dem heutigen Fachtag eröffnen wir auch das Hamburger Familienforum. Das Familienforum ist ein neuer Schwerpunkt in der Familienpolitik meiner Behörde und ein Arbeitsvorhaben im „Leitbild: Metropole Hamburg – Wachsende Stadt“. Es ist ein Verbund mehrerer Veranstaltungen, ein Zusammenschluss unterschiedlicher Partner und es soll zu mehr Familienfreundlichkeit in unserer Stadt anregen.

Nach dem Fachtag folgt am kommenden Donnerstag die Veranstaltung Elterntalk mit Dr. Jan-Uwe Rogge, einem den Eltern sehr bekannten Erziehungsberater. Er wird auf alle Fragen des Erziehungsalltags antworten und er hat sogar Tipps zum „Überleben“ angekündigt. Man darf also gespannt sein. Das Interesse an der Veranstaltung ist groß. Sie ist bereits ausgebucht.

Das Familienforum ist auch ein Dach für Kooperationsveranstaltungen, in diesem Jahr mit dem Hamburger Kinderschutzbund und den Hamburger Kinder- und Jugendärzten.

Und es ist ein Zusammenschluss mehrerer Partner, die als Unternehmen oder Träger von Familien-, Sozial- und Freizeiteinrichtungen das Leben der Hamburger Familien bereichern wollen. Das Hamburger Thalia-Theater, der Tierpark Hagenbeck und der Hamburger Gästeführer-Verein haben in diesem Jahr ihre Unterstützung zugesagt und werben mit neuen Angeboten für Familien.

Das Hamburger Familienforum setzt ein Zeichen für die Wertschätzung von Familien in unserer Stadt und die Leistung, die sie für die Gemeinschaft erbringen. Es setzt aber auch ein Zeichen dafür, dass der Zusammenschluss der Partner größer werden muss, damit Hamburg wieder zu einem attraktiven Lebensraum für Familien wird – ob z.B. über die Einführung des geplanten Hamburger Familienpasses oder andere Maßnahmen. Familienpolitik ist Querschnittspolitik, das bedeutet, dass wir die motivierte Mitarbeit aller Beteiligten brauchen, auch neue Ideen weiterzuverfolgen.

Ich danke allen, die am Hamburger Familienforum mitwirken und zu diesem Ziel beitragen. Ich danke vor allem auch der Handwerkskammer Hamburg für die Unterstützung der heutigen Veranstaltung.

Und ich wünsche Ihnen allen interessante und anregende Stunden.

Vielen Dank!

Grußwort



Sehr verehrte Frau Senatorin Schnieber-Jastram,
sehr verehrte Damen, sehr geehrte Herren,

für die Wahl der Handwerkskammer Hamburg für Ihre Tagung möchte ich mich bedanken. Ich finde es ungemein wichtig, dass diese Problematik thematisiert wird.

Wir leben in einer Zeit der massiven Veränderungen. Gerade in den reichen westlichen Ländern gilt dies auch für den Bereich Familie. Über 50 Prozent Single-Haushalte in Hamburg, der Trend zu Lebensabschnittspartnern, Patchwork-Familien kennzeichnen die heutige Situation.

Unabhängig wie man darüber denkt, ist es wichtig, dass die Entwicklung, Erziehung und Bildung der Kinder unter den veränderten Bedingungen gewährleistet ist. Das Handwerk ist in zweifacher Hinsicht betroffen. Zum einen sind unserer Mitarbeiter und Inhaber persönlich betroffen. Zum anderen sehen wir uns in der Ausbildung der jungen Menschen immer häufiger mit Defiziten in Bildung und Verhalten konfrontiert.

Die Schule müsste sicherlich neben dem Bildungsauftrag auch in stärkerem Maße erzieherische Aufgaben wahrnehmen. Sie kann aber Defizite aus dem familiären Umfeld nicht ausgleichen.

Gemeinsam müssen wir, trotz knapper Ressourcen, es schaffen, dem Fürsorgeauftrag für unsere Kinder gerecht zu werden.

Peter Becker
Präsident der Handwerkskammer
Hamburg

Prof. Dr. Wassilios E. Fthenakis

Familien: auch heute ein Zukunftsmodell – aber zerbrechlich



Einleitung

Der deutsche Soziologe René König (1946) hatte bereits Mitte der vierziger Jahre auf Veränderungen im Familiensystem aufmerksam gemacht und seitdem versuchen deutsche Soziologen, dieses Phänomen mit Begriffen wie „Deinstitutionalisierung“, „Desintegration“ und „Desorganisation“ zu beschreiben (Tyrell, 1988; Dorbritz, 1999). Die Diskussion dauert noch an und wird durch Konzepte der „Individualisierung“, d. h. der Freisetzung der Individuen aus traditionellen Bindungen, darunter auch von der Familie, der „Pluralisierung“, d. h. der Vervielfältigung von Lebensformen und der „Polarisierung“ der Gesellschaft in einen Familiensektor (d. h. Heirat und Kinder) und einen Nichtfamiliensektor (Singles bzw. „Living-apart-together“) (Dorbritz, 1999) beschrieben. Die familienpsychologische und –soziologische Forschung hat in den letzten Jahren eine Fülle von Erkenntnissen bereit gestellt, die gegenwärtig eine erste, wenn auch vorsichtige Einschätzung der Situation erlauben bzw. uns veranlassen, neu über Familienentwicklung und Familienpolitik nachzudenken.

Dass ein Wandel in den Lebens- und Familienformen seit geraumer Zeit stattfindet, wird allgemein anerkannt. Die Meinungen gehen lediglich auseinander, in welche Richtung dieser Wandel geht und was in der weiteren Zukunft stehen wird. In der gegenwärtig geführten Debatte lassen sich unterschiedliche Positionen zur Zukunft der Institution Familie ausmachen, die von der Auflösung der Institution „Ehe und Familie“ als Lebensform bis zu einem Bedeutungsgewinn durch institutionellen Wandel, etwa Konzentration auf die Kinder reichen. Im wesentlichen lassen sich drei Positionen im Umgang mit dieser Frage erkennen, die je nach Standpunkt zu unterschiedlichen Einschätzungen führen: (1) die *These der Deinstitutionalisierung*, d. h. des Zerfalls der Familie impliziert den Verlust der Verbindlichkeit der Handlungsrichtung durch die Institution „Ehe und Familie“ und weist die These zurück, dass Ehe und Familie noch ein gesellschaftlich vorgegebenes und verpflichtendes Lebensmodell sei. (2) Den theoretischen Gegenpol zu diesem Konzept bietet die *These der institutionellen Anpassung*. Sie besagt, dass die Institution „Ehegatten-Familie“ einen Funktions- und Bedeutungswandel erfahren hat, der in Richtung emotional partnerschaftlicher Funktionen geht, was einen Verlust an institutionellem Gewicht mit sich bringt. (3) Die dritte Position ergänzt *das Konzept einer begrenzten Deinstitutionalisierung*, vertritt weniger konsequent die These von einem Bedeutungsverlust der Institution „Ehegatten-Familie“ und geht davon aus, dass ein solcher Bedeutungsverlust über eine verminderte Verhaltensnormierung und soziale Kontrolle sowie durch die eingeschränkte Wahl des Verhaltensmusters „Heirat und Kinder“ manifest wird (Dorbritz, 1999).

Im ersten Teil dieses Beitrags wird auf den Wandel im System kurz eingegangen, um im Anschluss daran, im zweiten Teil, die Interventionsansätze zu behandeln, die gegenwärtig herangezogen werden, um Familien bei der Bewältigung der mit diesem Wandel zusammenhängenden Herausforderungen zu unterstützen. Im dritten Teil werden einige Anregungen für die Familienpolitik gegeben.

I. Wandel im System Familie

Wie bereits erwähnt, dokumentiert die familienpsychologische und familiensoziologische Forschung seit geraumer Zeit einen tiefgreifenden Wandel im Familiensystem, der zudem eine Geschwindigkeit angenommen hat, der die Mitglieder einer Generation mit unterschiedlichen Veränderungen konfrontiert. Neben strukturellen und qualitativen werden in der letzten Zeit zunehmend Veränderungen im Familienentwicklungsprozess thematisiert. Einen besonderen Schwerpunkt bilden kontextuelle Veränderungen, die das System Familie beeinflussen.

I.1. Struktureller Wandel im System Familie

Familie unterliegt im Laufe der Geschichte sowohl hinsichtlich ihrer Struktur als auch ihrer Funktion einem permanenten Wandel. In der vorindustriellen Ära war das Familienleben als Haushalt organisiert, in dem neben den eigentlichen blutsverwandten Familienmitgliedern auch weitere Personen lebten (z. B. Bedienstete, Knechte, Mägde etc.). Ehen wurden aus ökonomischen Erwägungen heraus geschlossen, „um den Fortbestand und das Wachstum der Familie als Produktionseinheit zu gewährleisten“ (Schneewind, 1999). Mit dem Übergang von einer agrarisch und handwerklich orientierten zu einer industriellen Gesellschaft veränderten sich die Lebensbedingungen und dies führte zu grundlegenden strukturellen und funktionalen Veränderungen (auch) des Familienlebens. Industrialisierung und Urbanisierung führten für alle gesellschaftlichen Schichten der damaligen Zeit zu einer örtlichen Trennung von Arbeits- und Familienleben, was wiederum nicht nur eine Veränderung in der Ehemotivation, sondern auch eine Differenzierung der Rollen in „instrumentelle Rolle“ (ökonomische Sicherung der Familie) und „expressive Rolle“ (Kohäsion der Familie und Kindererziehung) mit sich brachte und zur Entwicklung der sog. „Kernfamilie“ führte. So entstand die bürgerliche Kleinfamilie, deren Hauptcharakteristika (a) eine Emotionalisierung und Intimisierung der Ehe und der Eltern-Kind-Beziehung, (b) eine Spezialisierung der Rollen, (c) eine Privatisierung des Familienlebens, die sich in einem relativ hohen Ausmaß an Nichteinmischung durch andere soziale Institutionen wie Berufswelt, Staat oder Kirchen zeigte, und schließlich (d) die Schaffung der Kindheit als besondere Phase in der individuellen Entwicklung waren. Seitdem etablierte sich die Kleinfamilie als das beständige Familienmodell, das zwar Korrekturen erfuhr etwa zugunsten der Rechte von Frauen und zugleich eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit an sich verändernde politische, ökonomische und soziale Bedingungen aufwies. In Deutschland war dieses Familienmodell bis 1970 das vorherrschende Paradigma familialer Organisation.

Bereits seit den 60er Jahren und noch deutlicher seit den 70er Jahren begann die Sozialforschung, sich mit den sich abzeichnenden Veränderungen in der Struktur der Familie und in der Qualität des Partner- und der Eltern-Kind-Beziehung zu befassen. Dies sei vorab gesagt: Die Zwei-Eltern-Familie mit Kindern ist derzeit noch das dominante Modell familialer Organisation. In den alten Bundesländern traf dies 1996 für 84,5% der 15- bis 17jährigen und für 78,8% in den neuen Bundesländern zu (Engstler, 1998). Ähnliches gilt auch für die subjektive Einschätzung der Bedeutung der Familie. Dies darf allerdings nicht den Blick auf tiefgreifende Veränderungen verstellen, die sich seit geraumer Zeit beobachten lassen, wie sie etwa in den in der Sozialforschung verwendeten Indikatoren zum Ausdruck kommen: a) Sinkende Heiratsneigung; b) Späteres Erstheiratsalter; c) Gewandelte Einstellung zur Ehe mit einem einhergehenden Verlust der Bedeutung der Institution Ehe; d) Zunahme an nichtehelichen Lebensgemeinschaften; e) reduzierte Geburtenrate; f) steigende Kinderlosigkeit; g) steigende Scheidungsrate; h) Zunahme „allein“ erziehender Eltern; i) und Etablierung von Stieffamilien; j) verlängerte Lebenserwartung und nicht zuletzt f) das Leben als Single charakterisieren die

Struktur partnerschaftlichen und familialen Zusammenlebens gegenwärtig. In den 90er Jahren waren es vor allem zwei der genannten Indikatoren, die den strukturellen Wandel am meisten beeinflusst haben: Das Lebens als Single und die nach wie vor steigende Scheidungsrate. Die (bewusst gewählte) Lebensform als Single gewinnt in den alten Bundesländern mehr und mehr an Bedeutung. Der Anteil der Ein-Personen-Haushalte stieg im Zeitraum zwischen 1950 und 1996 von 19,4% auf 35,5% (Engstler, 1998). Es sind vor allem junge Leute, die diesen Lebensstil bevorzugen. 1972 galten lediglich 21% der jungen Männer und 10% der Frauen im Alter zwischen 25 und 34 Jahren als Singles. 1996 stieg diese Zahl (bei starken regionalen Schwankungen) auf 51,2% für die Männer bzw. 34,5% für die Frauen. Im selben Zeitraum gab es keine signifikanten Veränderungen für die Altersgruppe der 45jährigen und älteren Personen. Allein zu leben bedeutet nicht immer das Fehlen einer intimen Partnerschaft. Die Organisation eines Lebensstils „Living-apart-together“ hat erheblich an Attraktivität, sowohl bei der jungen Generation als auch bei Geschiedenen, gewonnen. Dorbritz (1999) spricht in diesem Zusammenhang von einer Polarisierung der Bevölkerung in einen Familien- (Heirat und Kinder) und einen Nichtfamiliensektor (Singles bzw. „Living-apart-together“). Ihm zufolge verhält sich der Familiensektor zum Nichtfamiliensektor bei 30 bis 34jährigen 60% zu 40%, bei den 35- bis 45jährigen 70% zu 30%. Insgesamt bleiben 25% der Bevölkerung lebenslang ledig. Es wird vermutet, dass „Living-apart-together“ dann gewählt wird, wenn nicht Elternschaft, sondern Partnerschaft das Hauptmotiv für die Beziehung ist. Bislang fehlt es jedoch an Studien, die uns über die Qualität und Stabilität dieser Lebensform informieren. Es ist der Frage nachzugehen, warum junge Männer und Frauen und in welcher Phase ihrer individuellen und beruflichen Entwicklung sich fern von Ehe, nichtehelichen Lebensgemeinschaft und Familie halten und wie sich der weitere Lebenslauf gestaltet.

Die Scheidungsrate ist in den zurück liegenden 10 Jahren kontinuierlich weiter gestiegen. 1989 betrug die Anzahl der Scheidungen in den alten Bundesländern 20,4 pro 10 000 Einwohner (in der damaligen DDR: 30,1) (Schneider, Tölke & Nauck, 1995). Die zusammengefassten Scheidungsziffern betragen 1965 in den alten Bundesländern 12,2 und 1989 30,1 (in der damaligen DDR: 1970:20,7 und 1989 36,9). In einem Zeitraum von etwa 20 Jahren ist damit die Wahrscheinlichkeit, dass eine Ehe geschieden wird, von rund 16% auf ca. 30% gestiegen (im Osten von 21% auf knapp 37%). Seit 1989 ist bis Mitte der 90er Jahre die Scheidungsquote im Westen um weitere 5 Prozentpunkte (nunmehr auf 35,3%) weiter gestiegen. Nach Dorbritz (1999) werden 40% der in den letzten dreißig Jahren geschlossenen Ehen (bei nach wie vor starker regionaler Streuung) geschieden. Anfällig sind dabei nicht nur die neu geschlossenen Ehen, sondern auch solche, die bereits seit 25 bis 30 Jahren bestehen. Vieles spricht dafür, dass die Scheidungsrate in Deutschland auch in den kommenden Jahren (vor allem für partnerschaftlich motivierte und begründete Ehen) ansteigen wird. Dennoch nimmt Deutschland im europäischen Vergleich eine mittlere Position ein: Die Scheidungsrate in Dänemark beträgt 49%, in Großbritannien 40%, in Griechenland jedoch derzeit etwa 15% und in Italien 12%. Das Alter bei der Heirat, die Zahl der Kinder, regionale Bindung, Konfession, Bildungsstand, soziale Schichtzugehörigkeit stellen Faktoren dar, die mit der Auflösung einer Ehe zusammenhängen (Bohle, 1994; Rottenleuthner-Luther, 1989). Subjektive Scheidungsgründe sind z. B. unerfüllte Erwartungen, eheliche Entfremdung, Konflikte und Kommunikationsschwierigkeiten (Gottman, 1994), sexuelle Probleme, Untreue sowie das Fehlen einer gemeinsamen Zukunftsperspektive (Kiefl & Kummer, 1992). Soziologische Erklärungsansätze betrachten eheliche Instabilität als Konsequenz eines zunehmenden Liberalisierungs-, Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesses in modernen Gesellschaften. Scheidungsstudien aus den 90er Jahren zeigen, dass in der Mehrheit der Scheidungsfamilien im Vorfeld keine aus-

gedehnte Periode offener und intensiver ehelicher Konflikte vorliegt (Amato & Booth, 1997), während andere Autoren darauf hinweisen, das vermehrt Ehen aus Gründen geschieden werden, die mehr mit „persönlichem Wachstum“ als mit der Beendigung einer destruktiven Beziehung zu tun haben, was derzeit eine Neukonzeptualisierung des Scheidungsphänomens nahe legt, mit Konsequenzen, was die die Qualität von Scheidungsinterventionsansätzen wie auch den (rechtlichen) Umgang mit diesem Phänomen betrifft.

Die Steigerung der durchschnittlichen Lebenserwartung in Verbindung mit einer verringerten Geburtenrate führt gegenwärtig zu einer demographischen Entwicklung nicht nur in Deutschland, sondern in Europa und allgemein in den westlichen Industriestaaten, die durch eine steigende vertikale und eine sinkende horizontale Komplexität der Familien gekennzeichnet ist. Im historischen Vergleich ist vor allem die Lebenserwartung der Frauen gestiegen. Heute dominieren die Großmütter, während früher die Großväter dominierten. Mütter werden zumeist um das 50ste Lebensjahr herum Großmütter. Das heißt, dass die Phase der Großelternschaft im mittleren Lebensabschnitt beginnt und relativ lange andauert. Fast alle Kinder lernen heute ihre Großeltern kennen, viele von ihnen auch Angehörige der Generation der Urgroßeltern (BMFSFJ, 1986). Sie können Beziehungen zu ihnen während einer längeren Phase ihrer Kindheit, wenn nicht ihres Erwachsenenenseins entwickeln.

Sinkende Geburtenraten bedeuten innerhalb der Generationen weniger Seitenverwandte, weniger Geschwister, Onkel und Tanten. Für die Großeltern bedeuten sie insgesamt weniger Enkel, auf die sie Zeit und Zuwendung verteilen, m. a. W. eine Reduktion horizontaler Komplexität im gesellschaftlichen System.

Mit dem Gewinn an wirtschaftlicher Unabhängigkeit zwischen den Generationen stehen Macht- und Autoritätsfragen weniger im Vordergrund der Mehr-Generationen-Familie, stattdessen freundliche Zuwendung und Unterstützung bei Bedarf. Großeltern unterstützen Familien vor allem in Krisensituationen wie Trennung/Scheidung durch Betreuung von Kindern und materielle Zuwendungen. Das Bild der früheren Großfamilie unter einem Dach erscheint heute vielfach idealisiert und tatsächlich würden sich auch die Angehörigen der älteren Generation die damit verbundene wechselseitige Abhängigkeit nicht zurück wünschen.

Die relativ zur Lebenszeit längere Phase der Großelternschaft und die relativ geringe Zahl von Enkeln ermöglichen enge Beziehungen zwischen Großeltern und Enkeln.

Die Bedeutung der Großelternschaft als zentrale Lebenserfahrung für den einzelnen hat sich auch damit verändert (Griebel, 1999). Außer der Möglichkeit der Tradierung von Wissen und Werten und einer als Gewinn erlebten Fortsetzung der Familie in die Zukunft eröffnet Großelternschaft die Möglichkeit, die eigene Vergangenheit als Kind, aber auch als Elternteil noch einmal zu reflektieren und, relativ frei von Erziehungsverantwortung, die Beziehung zu den Enkeln auf freiwilliger Basis zu gestalten. In 5-Generationenfamilien finden sich engere Beziehungen zwischen Urur- und Urgroßeltern mit Unterstützung der älteren durch die jüngeren, während sich die Großeltern eher ihren Kindern und Enkeln zuwenden (Kruse, 1983). Großeltern übernehmen vor allem dann Betreuungs- und Erziehungsaufgaben bei den Enkeln, wenn dazu nicht die Eltern in ausreichendem Umfang verfügbar sind. Das betrifft unverheiratete und geschiedene alleinerziehende Eltern. Nicht selten geschieht es, dass der Elternteil der Kinder in den Haushalt der Großeltern zeitweilig zurückkehrt. Unterstützung bei der Betreuung der Kinder bedeutet auch für viele Mütter, ihrerseits erwerbstätig sein zu können. Vor allem Mütter mit geringem Einkommen erhalten häufiger Unterstützung durch ihre eigenen Mütter. Ansonsten sind Großeltern bevorzugte Kinderbetreuer bei alltäglichen Anlässen (Ba-

bysitter) bzw. bei ungünstigen Arbeitszeiten der Eltern (Schichtarbeit) oder während Ferien der Enkelkinder (Griebel, 1991). Insgesamt wird Großelternschaft als sehr intensive Phase des familialen Engagements nach der eigenen „Empty-Nest-Phase“ der partnerschaftlichen bzw. familialen Entwicklung erfahren.

Bereits die letzten Ausführungen deuten auf qualitative Veränderungen im System Familie, auf die im Folgenden kurz eingegangen wird.

II.2. Qualitative Veränderungen im System Familie

Von besonderer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang Veränderungen, die (a) die Ehemotivation, (b) den Status der Frauen in Familie und Gesellschaft, (c) die Neubewertung der Vaterrolle, (d) den Wert, den die Kinder für ihre Eltern haben, sowie (e) die Erziehungsvorstellungen und –praktiken betreffen. Es sind also auch qualitative Veränderungen psychologischer Art, die den familialen Wandel kennzeichnen. Die aktuelle Situation der Familie zieht einen Wechsel im Selbstverständnis des Familien- bzw. des Partnerschaftsmodells, im Selbstverständnis der Partner, in den Erziehungskonzepten der Eltern und in der Eltern-Kind-Beziehung nach sich.

(a) Veränderungen in der Motivation zur Ehe bzw. zur Partnerschaft

Von besonderer Bedeutung sind hier vor allem Veränderungen, die mit der Motivation zur Ehe bzw. zur Partnerschaft zusammenhängen. In den letzten 200 Jahren haben sich im Wesentlichen vier Ehemodelle bzw. Modelle des Zusammenlebens durchgesetzt: Zunächst diente die Ehe der rechtlichen Absicherung und Weitergabe von Besitz. Man heiratete deshalb nur, wenn man über Besitz verfügte. Familienrechtliche Fragen, wie wir sie heute kennen, wurden im Rahmen des Eigentumsrechts mitverhandelt. Inhaber der elterlichen Sorge war der Eigentümer von Besitz, in der Regel der Vater. Als ab Mitte des 19. Jahrhunderts, infolge politischer, wirtschaftlicher und ökonomischer Veränderungen, Menschen durch außerhäusliche Arbeit zu Geld kamen, ohne über Besitz zu verfügen, musste dieses *ökonomisch-rechtliche Ehe-Modell* durch ein neues, das *institutionell-rechtliche Ehe-Modell*, ersetzt werden. Man heiratete nunmehr, um eine Familie zu gründen. Die Familie wurde als die „Keimzelle“ der Gesellschaft betrachtet. Diese institutionelle Orientierung in Hinblick auf die Ehe überließ die Entscheidung über die Partnerwahl nicht allein den Betroffenen: Eltern, Heiratsvermittler, der Staat, die Kirchen und andere hatten dabei ein gewichtiges, wenn nicht sogar das entscheidende Wort mitzureden. Das gemeinsame an beiden Modellen war eine gut funktionierende, starke rechtliche und soziale Kontrolle von Ehe und Familie. Und das Ergebnis? Die Scheidungsraten waren gering.

Nach dem ersten und vor allem nach dem zweiten Weltkrieg, als die gesellschaftlichen Systeme zusammenbrachen, wurde die Frage aufgeworfen, welchen Zielen die Familie nunmehr zu dienen habe. Hinzu kamen Veränderungen sowohl im sozialen Bereich als auch in den Partnerschaftskonzepten von Mann und Frau, die zu einer radikalen Veränderung bezüglich der Motivation zur Eheschließung geführt haben: Nicht mehr primär ökonomische oder sozial-normative Gründe, sondern psychologische Faktoren waren nunmehr für eine Familiengründung entscheidend. Man heiratete, um ein Kind zu bekommen, das Mutter und Vater Freude bereiten und ihrem Leben einen Sinn geben sollte. Dieses *kindzentrierte Ehe-Modell* mit sinnstiftendem Charakter war das dominante Modell der Nachkriegszeit.

Das gemeinsame an allen drei Modellen war, dass sie sich auf die eine oder andere Weise sozial konstruieren ließen: zumindest beim dritten, dem kindzentrierten Ehe-Modell, hat die

Gesellschaft den Eltern vermittelt, wie ein guter Vater und wie eine gute Mutter zu sein habe. Über die soziale Konstruktion von Elternrollen konnten die Gesellschaft und der Staat somit direkten Einfluss auf die Familie gewinnen. Nebenbei bemerkt: beim dritten Modell war der Staat mehr denn je zuvor daran interessiert, Einfluss auf die Familien auszuüben. Dafür geeignete Instrumente wurden verfeinert und Strategien weiterentwickelt, letztlich jedoch mit mäßigem Erfolg.

Seit geraumer Zeit zeichnet sich eine weitere radikale Veränderung ab. Das Kind steht nicht mehr (oder vorerst nicht) im Mittelpunkt der Überlegung, ob man überhaupt und wenn ja, wen man heiraten soll. Vielmehr wird eine *Maximierung des individuellen Glücks* in einer auf Dauer angelegten, qualitativ hochwertigen Beziehung angestrebt. Das kindzentrierte Ehe-Modell bekommt durch ein auf Partnerschaft begründetes Modell des Zusammenlebens Konkurrenz. Das Neue an diesem Modell besteht darin, dass Intimität oder Maximierung des individuellen Glücks in einer Beziehung subjektiv bestimmbar sind. Sie stellen in der Regel das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses zwischen den beiden Partnern dar. Ein solcher Prozess wird mangels Vorbildern auch kaum sozial konstruiert werden können. Damit entzieht sich dieses Modell der sozialen Kontrolle wie kein anderes zuvor. Dass eine solche Form des Zusammenlebens weniger institutionalisiert und leichter aufgelöst werden kann als frühere Modelle, liegt auf der Hand.

(b) Der veränderte gesellschaftliche Status der Frauen

In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten hat sich der gesellschaftliche Status der Frauen in Deutschland grundsätzlich verändert. Es gab einen starken Anstieg des Anteils von Frauen an weiterführenden Bildungseinrichtungen sowie an der Erwerbstätigkeit:

1970 besuchten 23,7% der Frauen eine Hochschule oder Universität, während im Jahre 1990 ihr Anteil 38,3% betrug. Inzwischen überwiegt sogar der Anteil der weiblichen den männlichen Studierenden an den Hochschulen. Der Anteil erwerbstätiger Frauen im Alter zwischen 25 und 45 Jahren stieg von 47% im Jahre 1970 auf 69% 20 Jahre später. Dies ändert nichts daran, dass Frauen in höheren Positionen in Wirtschaft und Wissenschaft nach wie vor unterrepräsentiert sind. Erwerbstätigkeit hat zudem nicht nur die Frauen erfasst, sondern in zunehmendem Maße auch die Mütter unter ihnen. In der LBS-Familienstudie waren vor der Ankunft des ersten Kindes 81% der Frauen fast ausschließlich ganztags erwerbstätig. Nach der Geburt des ersten Kindes setzten 33% ihre Erwerbstätigkeit fort und weitere 10% stiegen in den Beruf wieder ein, als sie (etwa im 18. Lebensmonat des Kindes) eine geeignete außerfamiliale Betreuung für das Kind gefunden hatten. Dies trifft vor allem auf Mütter zu, deren Kind das schulpflichtige Alter erreicht hatte. Die Beschäftigungsquote von westdeutschen Frauen mit Kindern zwischen 6 und 14 Jahren betrug 1972 44,2%, 1990 stieg sie auf 62,3% an. In den alten Bundesländern waren 1995 38,5% der Mütter mit unter dreijährigen Kindern, 46,8% mit Kindern zwischen 3 und 5 Jahren und 61,1% mit Kindern zwischen 6 und 14 Jahren erwerbstätig. Für Mütter in den neuen Bundesländern belaufen sich diese Ziffern auf 50,0%, 62,2% und 78,1%.

Nur eine Minorität von Frauen definieren heute ihre Identität als Ehe- und Hausfrau. Die überwiegende Mehrheit der Frauen möchte Familie und Beruf miteinander vereinbaren. Auch die Lebensthemen, die eine junge Frau heute beschäftigen, haben sich inzwischen gewandelt. In einer im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführten (qualitativen) Studie des Deutschen Jugendinstituts (Kreddi & Strehmel, 1999) konnte eine solche Veränderung nachgewiesen werden. Es sind das nicht mehr die herkömmlichen

„weiblichen“ Themen wie Doppelbelastung Familie und Beruf. Auch die bislang bekannten Unterschiede zwischen Großstadt, Kleinstadt bzw. ländliche Region, Bildungsstand, Ost-West erwiesen sich als nicht relevant. Bei ihrer Lebensgestaltung orientieren sich Frauen vielmehr an Themen wie Selbstentwicklung, Partnerschaft, Traditionen oder Krisen im Lebenslauf.

(c) Neubewertung der Vaterrolle

Der amerikanische Familienforscher Paul Amato (Amato, 1999) hat auf die Notwendigkeit einer Neukonzeptualisierung von Vaterschaft hingewiesen. Er hat ein ressourcen-theoretisches Vaterschaftskonzept vorgestellt, „das Pentagramm der Elternschaft“, in dem er prinzipiell zwischen drei Ebenen elterlicher Ressourcen unterscheidet: Eltern werden in diesem Modell (a) als Human-, (b) als Finanz- und (c) als Sozialkapital für ihre Kinder definiert. Unter Humankapital versteht er die Ausbildung und Beiträge der Eltern zur Förderung und Stimulation des Kindes, unter Finanzkapital deren Einkommen und insbesondere den Anteil an finanziellen Ressourcen, die sie für das Kind direkt aufwenden, und unter Sozialkapital wird die Qualität der Partner- und der Eltern-Kind-Beziehung verstanden. Die kindliche Entwicklung soll in Zusammenhang mit der Qualität des verfügbaren elterlichen Human-, Finanz- und Sozialkapitals stehen. Ungeachtet historischer und kultureller Einflüsse wird ferner davon ausgegangen, dass Mütter und Väter grundsätzlich gleichermaßen in der Lage sind, ihren Kindern diese Ressourcen zur Verfügung zu stellen, wenn auch in der Realität von einer starken Variabilität ausgegangen wird. In Amatos „Pentagramm der Elternschaft“ bedingt die Ausbildung der Eltern das elterliche Einkommen und dieses die Qualität der Eltern-Kind- und der Partner-Beziehung. Letztere werden auch direkt durch die Ausbildung der Eltern beeinflusst.

In einem weiteren Analyseschritt interessierte sich Amato für den spezifischen Beitrag, den Väter und Mütter zur Entwicklung der Kinder leisten. An fünf abhängigen Variablen der untersuchten jungen Männer und Frauen hat Amato dieses Modell getestet: (a) Qualität der Beziehung zu den eigenen Eltern und Verwandten, (b) Qualität der Beziehung zu den Freunden, (c) Lebenszufriedenheit, (d) psychologische Auffälligkeiten und (e) Selbstwertgefühl.

Er greift dabei auf Daten zurück, die im Rahmen der 1980 eingeleiteten Längsschnittstudie „The Study of Marital Instability Over the Life Course“ (Booth, Amato, Johnson & Edward, 1993) an etwa 2000 verheirateten Personen mit Kindern im Alter zwischen 7 und 19 Jahren erhoben wurden. Amato hat 12 Jahre später, im Jahre 1992, 384 junge Männer und Frauen, die 1980 noch bei ihren beiden Eltern gelebt hatten, erneut untersucht, also in einem Alter von nunmehr 19 bis 31 Jahren (Median = 23 Jahre). Er konnte nachweisen, dass väterliche Ressourcen 12, 15 und jetzt sogar 20 Jahre nach der Erstbefragung weiterhin die Ausbildung sowie das Selbstwertgefühl beeinflussen, und dass mögliche psychologische Beeinträchtigungen der jungen Männer kausal mit dem väterlichen Beitrag zusammenhängen. Der mütterliche Einfluss auf die abhängigen Variablen „Qualität der Eltern-Kind-Beziehung“ und „Qualität der Beziehung zu den Freunden“ ist signifikant größer als der väterliche Einfluss. Beide Elternteile hatten einen gleichen Anteil an der Lebenszufriedenheit der Kinder. Im Anschluss an die Überlegungen von Amato haben Fthenakis & Minsel (2002) – im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend – eine für die Bundesrepublik Deutschland repräsentative Studie zur Rolle des Vaters in der Familie durchgeführt. 67% der befragten Väter konzeptualisierten, dieser Studie zufolge, ihre Vaterschaft, in dem sie ihre Erzieherfunktion höher gewichteten als ihre ökonomische Funktion. 33% taten es umgekehrt. Eine ähnliche Auffassung vertraten auch deren Partnerinnen bzw. Frauen. Wie jedoch die längsschnittlich

angelegte LBS-Familien-Studie nachweisen konnte, haben solche Vaterschaftskonzepte kaum Chancen, in die familiäre Realität umgesetzt zu werden (Fthenakis, Kalicki, Peitz, 2002). Damit wird ein Grundproblem manifest, dass in etlichen Studien immer wieder bestätigt werden konnte: Alle verfügbaren Daten bestätigen, dass es prinzipiell keine Probleme bei der Etablierung symmetrischer, partnerschaftlich organisierter Beziehungen zwischen Männern und Frauen, bei der Einbindung von Männern als Väter in die Erziehungsverantwortung und bei der Bewältigung des generativen Problems geben dürfte, wenn Männer und Frauen in Deutschland die Chance hätten, die von ihnen präferierten Konzepte zu realisieren. Das Problem liegt lediglich darin, dass die Umsetzung solcher Konzepte durch die bestehenden Systeme verhindert werden.

(d) Der gewandelte Wert des Kindes

In historischen und interkulturellen Vergleichen lässt sich zeigen, dass mit dem Wandel von agrarisch strukturierten zu hoch industrialisierten Gesellschaften sich nicht nur das Verhältnis der Geschlechter in der Familie von einer patriarchalischen Struktur zu mehr egalitären Auffassungen gewandelt hat. Vielmehr hat sich auch der „Wert der Kinder“, die Nutzenerwartungen an das Vorhandensein von Kindern in der Familie, gewandelt (Nauck, 1991). Kinder haben in den westlichen Industriegesellschaften nicht mehr in erster Linie einen ökonomisch-utilitaristischen Wert, etwa als direkte Helfer beim Erwerb des Lebensunterhaltes für die Familie.

Auch der sozial-normative Wert, der mit einem Statusgewinn als Eltern in der Gesellschaft, als Träger des Familiennamens und Erhalter des familialen Besitzes oder Standes verbunden ist, ist nicht mehr so stark ausgeprägt. Dagegen ist der psychische Nutzen, die Freude am Aufwachsen des Kindes, das Erlebnis von Sinnerfüllung stark in den Vordergrund getreten. Vor dem Hintergrund der veränderten Bedeutung der Kinder für ihre Eltern haben sich auch Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis ergeben. Mit der Anerkennung und der Betonung kindlicher Autonomie wandelt sich die Eltern-Kind-Beziehung mehr und mehr zu einem partnerschaftlichen Zusammenleben. Aus dem Erziehungsverhältnis wird ein Beziehungsverhältnis. Das zeigt sich einerseits in einer stärkeren Kindzentrierung, andererseits aber auch in einer Schwächung des Partnersubsystems. Der Erziehungsstil wird von veränderten Erziehungseinstellungen geprägt; von einer Betonung von Anpassung und sekundären Tugenden wie Ordnung, Fleiß und Gehorsam hin zu Individualität, Selbständigkeit und Lebensfreude (Schneewind, 1999).

(e) Die stille Revolution in der Erziehung

In einer Längsschnittstudie, in der Kinder in einer Zwei-Generationen-Stichprobe von Familien über den Zeitraum von 16 Jahren (1976-1992) untersucht wurden, haben Schneewind & Ruppert (1995) eine vorwiegend positive Einstellung zu den Eltern-Kind-Beziehungen feststellen können, wenngleich die Kinder im Schnitt eine kritischere Haltung einnehmen als ihre Eltern.

Es ist zweifelsfrei, dass die absolute Mehrzahl der Kinder die Eltern als die wichtigsten Personen im Leben betrachtet. Der Shell-Studie zufolge sind 84% der Jugendlichen der Auffassung, dass die Beziehung zwischen ihnen und ihren Eltern gut bis sehr gut sei. 80% der Jugendlichen vertrauen am meisten ihren Eltern, 50% ihren Geschwistern, 38% ihren Ärzten und 2% ihren Politikern. In ihrem Denken fühlen sie sich am meisten beeinflusst durch ihre Eltern (61%) und von ihren Freunden (17%). Dieser Befund widerlegt die kontrovers diskutierte

Behauptung von Judith Harris (1998) wonach Eltern, verglichen zu der Beeinflussung durch das soziale Netz, auf ihre Kinder keinen nennenswerten Einfluss haben.

In mehreren Umfragen lässt sich seit 1951 ein Anstieg von elterlichen Erziehungseinstellungen nachweisen, die auf Betonung kindlicher Autonomie, Unabhängigkeit und freiem Wille hinweisen (von 28% auf 65%), während die Bedeutung von Werten wie Gehorsam und Unterordnung kontinuierlich sank (von 25% auf 10%). „Typische deutsche“ Tugenden, wie z. B. Fleiß und Ordnungssinn haben sich im Wesentlichen auf einem Niveau von 40% gehalten (Gensicke, 1994; Reuband, 1997). Seit den 70er Jahren lassen sich somit Veränderungen in den Erziehungseinstellungen und –praktiken westdeutscher Eltern feststellen, mit sinkender Bedeutung von Anpassungswerten wie Pflicht und Gehorsam und steigender Bedeutung des Themenkreises der Selbstverwirklichung (Miegel & Wahl, 1994).

Die zuverlässigste Information liefert für Deutschland die bereits erwähnte von Schneewind & Ruppert 1995 vorgelegte Längsschnittstudie. Diese Studie konnte eine zunehmende „Liberalisierung und Emotionalisierung der Eltern-Kind-Beziehungen zutage (fördern), die im Übrigen zu einem großen Teil auf Generationen- und weniger auf Zeiteffekte zurückzuführen sind. Genauer gesagt stellte sich heraus, dass vor allem normative Verbindlichkeiten schwinden, Leistungs- und Konformitätsansprüche reduziert werden, Grenzen setzen zu einer immer schwierigeren Aufgabe wird, was auch dazu führt, dass die Grenzen zwischen den Generationen weniger klar hervortreten. Darüber hinaus wird Kindern ein größerer Freiheitsspielraum gewährt. Außerdem drücken Eltern ihre Zuneigung zu ihren Kindern mit mehr Offenheit aus (Schneewind, 1999). Ferner betont Schneewind, dass es den Anschein hat, „dass ein hierarchisch-generationenbezogenes Modell von Eltern-Kind-Beziehungen einem eher partnerschaftlich-egalitären Modell gewichen ist“ (S. 71). Die Entwicklung habe demnach von einer „nomozentrischen“ (d. h. auf gesellschaftlichen Normen beruhenden) zu einer „autozentrischen“ (d. h. an selbstbestimmten Leitvorstellungen der Lebensführung orientierten) Mentalität geführt (Klages & Gensicke, 1994)

Ad (3) Prozessuale Veränderungen in der Familienentwicklung

Vor dem Hintergrund des hier angedeuteten Wandels von Familienstrukturen und Beziehungen und vor allem hinsichtlich der Herausforderungen, die sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesamtfamilie aus der Integration von Diskontinuitäten resultiert, stellt sich die Frage nach dem für die Familien von heute angemessenen wissenschaftlichen Betrachtungsansatz. Gegenwärtig gewinnen – neben soziologischen – vor allem entwicklungs- und familienpsychologische Ansätze zunehmend an Bedeutung für die Beschreibung und Erklärung von Bedingungen des Aufwachsens von Kindern und Eltern: Die systemische Sichtweise der Familie hat nicht nur für die Theorie und Praxis der Familientherapie, sondern ebenfalls für die Familienforschung und zunehmend auch für die Arbeit der Entwicklungspsychologen an Bedeutung gewonnen.

Ein System kann sich auf zweierlei Weise verändern: Einmal in einer Weise, in der sich kontinuierlich einzelne Parameter, nicht aber die Strukturen des Systems wandeln. Zum anderen in einer Weise, durch die sich das System diskontinuierlich und qualitativ verändert. Ein solcher Wandel ist durch einen Wechsel des äußeren Bezugsrahmens und/oder durch systemimmanente Umstrukturierungen bedingt. Dieser qualitative Wandel des Systems Familie und die damit verbundenen Anpassungsleistungen der Familienmitglieder, die man als Entwicklungs-

aufgaben (Oerter, 1985) verstehen kann, lassen sich im Lebenszyklus der Familie (McGoldrick & Carter, 1982) nachzeichnen. So z.B. bei der Geburt des ersten Kindes, in der Zeit des Vorschulalters und des Schulbesuchs; während der Adoleszenz und der Loslösung des Jugendlichen aus dem Familienverband; in der Lebensphase nach der aktiven Elternschaft („empty-nest“- Problematik) und schließlich beim Austritt aus dem Berufsleben und bei der Verwitwung. Damit ist ein Konzept angedeutet, das für die Entwicklungspsychologen zu einem allgemeingültigen Rahmenwerk geworden ist und auch aus der Familienforschung nicht mehr wegzudenken ist: die sog. Lebensspannen-Perspektive (Hill & Mattesich, 1979), also eine Sichtweise, die den gesamten Lebenszyklus eines Individuums oder einer Personengruppe, etwa der Familie, berücksichtigt. Eine solche Perspektive birgt den Vorteil, dass sie auf stressvolle Ereignisse, im Lebenszyklus nicht nur reaktiv, sondern prospektiv eingehen kann, also vorbereitend und damit letztendlich präventiv wirksam werden kann.

Zu allen Zeiten mussten Familien aber nicht nur mit diesen normativen Lebensereignissen, sondern auch mit kritischen Ereignissen nicht-normativer Art (Callahan, & McCluskey, 1983) umgehen. Für die moderne Familie in West-Europa – wie auch in Familien aus anderen Industrieländern – scheint das in verstärktem Maße zuzutreffen. So beinhalten die Problemkreise der Ehescheidung wie auch der vorübergehenden oder langfristigen Arbeitslosigkeit drängende familienbezogene Fragestellungen, die neben anderen kritischen Ereignissen, wie z.B. die Geburt eines behinderten Kindes, plötzlicher Tod oder schwere Krankheit, Opfer eines Unfalls oder eines Verbrechens geworden zu sein, um nur einige zu nennen, quantitativ besonders hervorzuheben sind. Zu den kritischen Lebensereignissen gehören aber auch solche, die nicht nur individuelle Bedeutung haben, wie z.B. wirtschaftliche Depression (Elder, 1974), Kriege, wie wir sie jüngst in Europa erlebt haben bzw. derzeit in Vorderasien erleben, oder Naturkatastrophen. Die Grundannahme des Konzeptes der normativen wie nicht normativen Lebensereignisse ist, dass diese Ereignisse als Stressoren aufgefasst werden, die die Familie in krisenhafte Situationen bringen und im System Familie einen Prozess einleiten, der sich als Transition beschreiben lässt. Der Verlauf einer solchen Transition wird von den gewählten Bewältigungsstrategien mitbestimmt, welche wiederum davon abhängen, auf welche persönlichen, sozialen und materiellen Ressourcen der einzelne und die Familie zurückgreifen können (Fthenakis, 1986; Ulich, Haußer, Mayring, Stehmel, Kandler, & Degenhardt, 1985). Im ungünstigen Fall können Bewältigungsversuche zu einer Kumulation der Stressoren und somit zu einer Verschärfung der Krise führen (Schneewind, 1985a, 1985b).

Für Wissenschaft wie auch für die Praxis und für die Politik stellt sich demnach heute die zentrale Frage nach einem angemessenen Konzept, das uns erlaubt, Familienentwicklung und familialen Wandel adäquat zu beschreiben und darauf aufbauend neue Wege im Umgang mit Familien zu eröffnen.

Studiert man unter diesem Aspekt Handbücher zur Lebensereignisforschung (Philip, 1990; Snyder & Ford, 1987), zur Stressforschung (Fisher & Reason, 1988), zur Bewältigungsforschung (Moos, 1986), zur Social-Support-Forschung (Sarason & Sarason, 1985) oder zur Transitionsforschung (Allen, & van de Vliert, 1984), wird man eine Konvergenz der Forschungsrichtungen hin zu einer „Psychologie des Wandels“ (Fisher & Cooper, 1990) finden. In den zurückliegenden vier Jahren hat allerdings ein Konzept an Dominanz gewonnen: Der Familien-Transitions-Ansatz. Diesem Konzept zufolge stellen Transitionen sowohl auf der individuellen als auch auf der familialen Ebene Veränderungsphasen nach spezifischen Ereignissen, wie die Geburt eines Kindes oder Trennung, Scheidung bzw. Wiederheirat, dar, die durch verdichtete und akzelerierte Lernprozesse charakterisiert sind und deren zufolge

psychologische Veränderungen sowie Veränderungen auf der interaktionalen Ebene des familialen Systems stattfinden, deren Richtung vorerst offen bleibt¹.

An dieser Stelle soll lediglich auf eine nichtnormative Transition, das ist die Transition zur Scheidungs- und Nachscheidungs- bzw. zur Stieffamilie sowie auf eine normative Transition in der Familienentwicklung, das ist die Transition zur Elternschaft exemplarisch eingegangen werden, um dieses Denkmodell der neueren Familienforschung zu illustrieren.

Wie Hetherington (1989) von der Virginia University, USA, 1989 betont hat, entfernt sich die Scheidungsforschung zunehmend von einer Perspektive, aus der betrachtet die Ehescheidung als eine atypische, sogar pathogene Entwicklung der Familie gesehen wird. Vielmehr wird gegenwärtig der Versuch unternommen, Ehescheidung wie auch Wiederheirat in Analogie zu anderen familialen Transitionen nicht als einzelnes Ereignis, sondern als einen Übergang in einer Reihe von Übergängen anzusehen, die die Entwicklung unterschiedlicher Familienstrukturen und die Entwicklung der Mitglieder innerhalb dieser Strukturen bestimmen. Auch wurden erste empirische Arbeiten vor diesem Hintergrund durchgeführt. Furstenberg (1988) und Zill (1988) haben die Behauptung aufgestellt, dass Verhaltensprobleme, die Kinder in reorganisierten Familien zeigen, nicht aus Schwierigkeiten bei der Anpassung an die Wiederheirat resultieren, sondern Belastungen im Zusammenhang mit der Scheidung und dem Leben in einem Ein-Eltern-Haushalt reflektieren können. In der Längsschnittstudie von Cowan & Cowan (1992) konnten kurz vor oder nach der Geburt des ersten Kindes Prädiktoren für eine spätere Trennung und Scheidung identifiziert werden. Bray und Berger (1993) haben ein Familienentwicklungsmodell für Scheidung und Wiederheirat vorgelegt, das Prädiktoren von der Erstehe, über Trennung und Scheidung, Alleinerzieherschaft, Wiederheirat und erneuter Scheidung identifiziert. Scheidung und Wiederheirat implizieren diesen Autoren zufolge eine Reihe von ehe- und familienbezogenen Übergängen, die mit der individuellen und familiären Entwicklung in Wechselwirkung stehen.

¹Die Transitionsforschung geht auf die Konfigurations-Theorie des Soziologen Norbert Elias zurück und sie findet gegenwärtig eine zunehmend breite Anwendung in verschiedenen Disziplinen: Rosenmayer hat 1978 Transitionen als Gegenstand philosophischer Betrachtungen bei dem Bemühen, die menschlichen Lebensalter in Deutungsversuchen der europäischen Kulturgeschichte zu interpretieren, gemacht. Der Ethnologe Arnold van Gennep (1999) hat in seinem Buch „Übergangsriten“ den Versuch unternommen, aufgrund einer Sekundäranalyse von anthropologischen Untersuchungen einige bedeutsame Mechanismen von Passage und ihrer rituellen Regulierung zu extrapolieren. Eine explizite Fassung von Übergängen als individuelle, aber sozial regulierte Veränderungsprozesse findet sich ab den fünfziger Jahren in den Arbeiten von Strauss: Spiegel und Maske - Die Suche nach Identität (1974) oder 1987 in seinem Werk „Qualitative Analysis for Social Scientists“. Das Interessante bei Strauss ist der nicht subjektzentrierte, sondern der auf den Übergangsprozess zentrierte Blick. In den späteren Arbeiten von Strauss mündeten seine Überlegungen in einer allgemeinen Theorie der Statuspassage ein, die bis heute einen der elaborierten Versuche darstellt, eine Theorie des Übergangs zu entwickeln. Parkes bemüht sich seit Anfang der siebziger Jahre um die Entwicklung eines einheitlichen Verlaufsmodells von Übergangsprozessen. Ulich hat an der Universität Augsburg in Deutschland in seiner anregenden Untersuchung zur Krisenpsychologie Überlegungen angestellt, die unmittelbar auch für die Übergangsforschung relevant sind und die sich in einer Längsschnittuntersuchung mit arbeitslosen Lehrern niedergeschlagen haben. Seine Kernthese besagt, dass Krisen entwicklungspsychologisch bedeutsam sein können, wenn dem Subjekt hinreichend subjektive und objektive Bewältigungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Auch die Studie von Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel (1975), die sich mit der arbeitslosen Arbeiterschaft eines österreichischen Dorfes befasst hat, zählt zu den Vorläufern der Transitionsforschung.

Die Stieffamilie stellt ein sich entwickelndes System dar, welches kontinuierlich von den individuellen Entwicklungspfaden jedes Familienmitglieds beeinflusst wird. Deshalb wurden die entwicklungsbezogenen Aspekte der Stieffamilie und einzelner Mitglieder in einem Familiensystemansatz integriert, welcher als entwicklungsbezogenes Familiensystemmodell bezeichnet wird (Bray & Berger, 1990).

Ehescheidung wird seit Mitte der neunziger Jahre als eine Transition konzipiert, die neben individuellen und familialen Veränderungen auch solche der verwandtschaftlichen und sozialen Netze impliziert. Die Beschäftigung mit dem Scheidungsphänomen in verschiedenen Kulturen und die stärkere Berücksichtigung kontextueller Faktoren, hat der Familienforschung in den letzten drei Jahren erlaubt, die Rolle solcher Faktoren besser einzuschätzen. Dabei konnte gezeigt werden, dass kulturelle Faktoren, ökonomische Variablen, Verfügbarkeit von Stützungsangeboten eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Frage haben, ob und wie eine Transition vom Individuum oder von der Familie bewältigt wird².

Eine im Familienentwicklungsprozess während der letzten Jahre gut untersuchte Transition ist die des Übergangs zur Elternschaft. Es ist das Verdienst von Philip und Carolyn Cowan von der University of California, Berkley, die ein Modell entwickelt und evaluiert zu haben, mit dessen Hilfe der Übergang zur Elternschaft als individuelle und familiale Transition beschrieben wird. Diesen Autoren zufolge leitet die Geburt eines Kindes Veränderungen sowohl auf der individuellen als auch auf der familialen Ebene ein. Darüber hinaus verändern sich infolge dieser Transition die verwandtschaftlichen und sozialen Netze.

Diesen Autoren zufolge reichen kontextuelle Veränderungen, wie sie vielfach in der soziologischen und bevölkerungswissenschaftlichen Forschung beschrieben werden, nicht aus, um einen Übergang in der Familienentwicklung zu postulieren. Vielmehr sind es *psychologische Veränderungen* im Innenleben der einzelnen (Familien-)Mitglieder, in der (Neu-)Organisation ihrer Rollen und deren zentralen Beziehungen, die einen Übergang konstituieren.

² Ein Beispiel (Del Carmen & Virgo, 1993): Wenn man die Scheidungsmodelle von Angehörigen aus vier unterschiedlichen kulturellen Gruppen in den USA näher betrachtet, wird man vier unterschiedliche, kulturell bedingte, Bewältigungsformen erkennen. Weiße Frauen bevorzugen eine rechtliche Scheidung, erfahren von ihren eigenen Eltern ökonomische und/oder emotionale Unterstützung, wenden Modelle des Sorgerechts an, die die Bedeutung des außerhalb lebenden Elternteils als nicht gleichwertig einstufen und ihr verwandtschaftliches und soziales Netz übt mittelbar einen gewissen Druck auf Wiederheirat aus. Eine schwarze Frau bevorzugt das Modell der Trennung und erfährt aus ihrem verwandtschaftlichen Netz Unterstützung. Da sie berufstätig war und bleibt, hat sie ein Verhaltensrepertoire entwickelt, das einen Sozialisationsrahmen für die Kinder bietet, der geeignet erscheint, Aspekte des nunmehr fehlenden Vaters zu kompensieren. Zudem wird kein Druck auf Wiederheirat ausgeübt. Kinder scheinen die trennungsbedingte Transition besser zu bewältigen als Kinder mit Eltern aus der amerikanischen weißen Schicht. Asiatische Familien weisen nicht nur die niedrigste Scheidungsrate in den USA auf, sie verteilen zudem die minderjährigen Kinder zwischen den beiden Haushalten etwa gleich. Der Grund liegt darin, dass kulturell bedingt die Organisation des väterlichen Haushaltes die Anwesenheit einer älteren weiblichen Person vorsieht, die gegebenenfalls Betreuungsaufgaben für das Kind übernimmt. Völlig anders ist das Bewältigungsmodell für eine Frau der spanischen Minorität in den USA: Die Trennung und Scheidung wird vom eigenen verwandtschaftlichen System abgelehnt, die Frau erfährt keine Unterstützung, ist auf Berufstätigkeit angewiesen, was mit einer geringeren Verfügbarkeit für ihr Kind und mit größeren Belastungen für sie einher geht. Dieses Beispiel einer derart unterschiedlichen Bewältigung einer Transition soll die zentrale Bedeutung kultureller wie auch ökonomischer, sozialer und institutioneller Faktoren bei der Bewältigung von Transitionen deutlich werden lassen.

Cowan und Cowan (1991, 1992, 1995) haben diese psychologischen und interaktionalen Veränderungen mit Hilfe eines strukturell-prozessualen Modells beschrieben, das auf der Ebene des Individuums eine Reorganisation der Identität, eine veränderte Weltsicht der Dinge und die Bewältigung dessen, was Erickson als emotionalen Aufruhr bezeichnet hat, vorsieht. Die Bewältigung der Transition zur Elternschaft impliziert demnach beim werdenden Vater eine Veränderung seiner Identität. Das Leben erhält für ihn einen neuen Sinn und etliche Studien haben auf die emotionalen Probleme werdender Väter hingewiesen, die jedoch in vielen Kulturen weitgehend unbeachtet bleiben. Bestandteil des Bewältigungsprozesses auf der individuellen Ebene ist die Wahrnehmung der mit der Transition verbundenen emotionalen Beunruhigung. Diese kann sogar Formen einer Depression annehmen, wie dies bei der Post-Partum-Depression bei Müttern der Fall ist. Auf allen diesen Ebenen müssen psychologische Veränderungen stattfinden, damit man von einer Transition sprechen kann. Männer im Übergang zur Elternschaft zeigen häufig eine Reihe von Problemen, oder sie versuchen mit äußeren Zeichen, den stattfindenden Bewältigungsprozess sozial zu vermitteln: Manche werdenden Väter lassen sich während der Schwangerschaft einen Bart wachsen, andere nehmen an Gewicht zu, für manche werden häufigere Arztbesuche verzeichnet, und nicht wenige flüchten in die Arbeit, so dass es eine Phase ist, die für Väter mit Neugeborenen mit einer der höchsten Raten von Überstunden verbunden ist.

Veränderungen finden aber auch auf der familialen Ebene statt: Die Rollen werden reorganisiert: Dabei ist wichtig zu wissen, dass sowohl neue Rollen erlernt als auch alte gelöscht werden können. Männer, die Väter werden, haben ihr Rollenverhalten um die Vaterrolle zu erweitern. Veränderungen finden auch in der Ehepartnerbeziehung statt: Für einen nicht zu unterschätzenden Teil der Familie verändert sich infolge der Geburt des ersten und noch stärker des zweiten Kindes die Qualität der Partnerbeziehung. Etliche Längsschnittstudien haben diesen Veränderungsprozess beschrieben, der von einer rapiden Reduktion von Zärtlichkeit und Sexualität sowie von einer Traditionalisierung der familialen Arbeitsteilung begleitet wird und zu einer Erosion in der Ehepartner-Beziehung führen kann. Die Bewältigung von Transitionen impliziert die Entwicklung neuen Verhaltens: Darin liegt auch die Chance für persönlichen Gewinn und für individuelle wie familiale Weiterentwicklung. Zu lernen, mit solchen komplexen Veränderungsprozessen umzugehen, ist eine Herausforderung, der nur mit neuem Verhalten begegnet werden kann. Schließlich können Transitionen auf der interaktionalen Ebene im Familiensystem eine emotionale Beunruhigung bzw. Belastung bedingen, die zu Konflikten in der Familie führen und unter besonderen Bedingungen zu dysfunktionaler und destruktiver Entwicklung führen kann.

Cowan und Cowan haben aber auch darauf hingewiesen, dass Veränderungen dieser Art nicht nur auf die Individuen und das Familiensystem beschränkt bleiben. Sie erfassen auch das soziale und verwandtschaftliche Netz: Es ist charakteristisch für die Transitionen, dass während dieser Zeit sich das Netz der Freunde verändert. Junge Mütter verlieren den Kontakt zu den alten Freunden und bauen sich neue Freundeskreise auf. Auch die Qualität der Beziehung zu den eigenen Eltern verändert sich bei der Bewältigung einer Transition: Eltern können erneut emotionale und/oder finanzielle Unterstützung bieten, Betreuungsaufgaben übernehmen usw.

Ob und wie ein Familienmitglied oder das Familiensystem insgesamt eine Transition bewältigt, hängt aber auch im Höchstmaß mit Faktoren kontextueller Art zusammen: Auf die Bedeutung kultureller Faktoren in Verbindung mit Scheidung habe ich bereits hingewiesen. Ökonomische Faktoren, Bereitstellung von Unterstützungsprogrammen und von Interventionsansätzen, geeignete rechtliche Bedingungen, die neuen Medien und die rapide Verbreitung

von elektronischen Kommunikationsnetzen, Einrichtungen wie Schulen, Beratungsstellen und ähnliches spielen bei der Bewältigung von Transitionen eine signifikante Rolle. Hinzu kommen Erkenntnisse aus der neueren Forschung, wonach transgenerative Effekte nachweisbar sind (Fthenakis & Minsel, 2002; Fthenakis, Kalicki & Peitz, 2002)

Interessante Befunde aus den letzten zwei Jahren verweisen darauf, dass in verschiedenen Transitionen im Familienentwicklungsprozess vergleichbare Veränderungsprozesse auf der individuellen und familialen Ebene stattfinden: So sind es die gleichen Dimensionen, die im Übergang zur Elternschaft und im Übergang zur Nachscheidungsfamilie Veränderungen erfahren. Und es scheint so zu sein, dass Individuen bzw. Familien recht früh im Familienentwicklungsprozess die mit der Bewältigung verbundenen Probleme manifest werden lassen. Zudem stellen Transitionen Phasen im Familienentwicklungsprozess dar, in denen das Individuum wie das Familiensystem offen für Hilfe ist.

Ad (4) Kontextuelle Veränderungen

Nicht nur im familialen System, sondern auch auf anderen Systemebenen haben sich die Lebensbedingungen von Familien und insbesondere von Kindern verändert. Die noch fehlende Vereinbarkeit von Familie und Beruf geht in der Regel auf Kosten von Kindern und Frauen. Weitere Belastungen von Familien werden nunmehr öffentlich diskutiert. Dazu zählen Probleme der strukturellen Gewalt gegen Frauen und Kinder, die Zunahme von Rechtsradikalismus in Europa, Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familienmitglieder sowie Probleme von Kindesmisshandlung, -vernachlässigung und von sexuellem Missbrauch von Kindern, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Insbesondere gesamtwirtschaftliche Veränderungen von einem noch nie da gewesenen Ausmaß werden direkte Konsequenzen für Familien und für die Erziehungsarbeit mit Kleinkindern mit sich bringen. Aus der Komplexität kontextueller Veränderungen sei hier lediglich auf einige wenige hingewiesen, um deren Bedeutung für Intervention und Politik anzudeuten.

(a) Stärkere Mobilität: Familien sehen sich infolge entstehender veränderter wirtschaftsstruktureller Bedingungen zunehmend einer höheren geographischen Mobilität und einer kulturellen und lingualen Diversität gegenüber, die zu einer Restrukturierung von sozialen Netzen und zu weiteren Veränderungen im Leben der Familien führen werden. Das Mobilitätsproblem begrenzt sich für die europäische Familie nicht auf den Rahmen der EU, es hat bereits ein darüber hinaus reichendes internationales Ausmaß angenommen, wenn man etwa an die Familien, die in den asiatischen Raum arbeitsbedingt auswandern mussten bzw. an den Zustrom vieler Flüchtlinge und Immigranten, denkt.

Kinder sind infolge der veränderten Wirtschaftsstrukturen, in denen ihre Eltern Erwerbstätigkeit organisieren, einer höheren geographischen Mobilität und einer zunehmenden kulturellen und lingualen Diversität ausgesetzt, die zu einer Restrukturierung von sozialen Netzen und zu weiteren Veränderungen im Leben der Kinder führen.

(b) Kulturelle Diversität: Die Öffnung der Märkte, wirtschaftliches Ungleichgewicht im Nationenvergleich und der Zerfall des Ostblocks haben weltweit Wanderbewegungen in bislang unbekannt Dimensionen ausgelöst. Es bleibt abzuwarten, wie sich die jüngst erfolgte Erweiterung der EU um weitere neun Länder bezüglich Mobilität und kulturelle Diversität auswirken wird. Westeuropa zählt zu den begehrtesten Einwanderungszielen, wobei Deutschland die höchste Anziehungskraft ausübt. Für die Jahre 1981 – 1990 haben wir die stärksten Zuwanderungsraten in der Geschichte Deutschlands zu verzeichnen. Einen Wanderungsgewinn von 2,2 Millionen Menschen in einem Jahrzehnt hat es in Deutschland nie zuvor gegeben.

Ende 1995 lebten rund 7,3 Mio. ausländische Männer und Frauen in Deutschland (10 % der Bevölkerung), von denen 26 % hier geboren und aufgewachsen oder 27 % schon vor mindestens 20 Jahren zugezogen sind. Von den Kindern und Jugendlichen sind zwei Drittel in Deutschland geboren. Jede zehnte Familie mit Kindern im Haushalt ist in Deutschland eine ausländische Familie (BMFSFJ, 1998b). Zugleich mehren sich europaweit binationale Ehen; in Deutschland stieg ihr Anteil in den letzten 35 Jahren von 5,0 % auf 16,5 % an. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass die jüngeren Ausländergenerationen immer häufiger bereits in Deutschland aufgewachsen sind und im Inland heiraten (BMFSFJ, 1998b).

Kinder wachsen also heute in einer pluralen, heterogenen Gesellschaft auf, in der tradierte Normen und Orientierungen an Verbindlichkeit verloren haben. Auch die Erziehungskonzepte der Eltern haben sich, wie bereits ausgeführt, im Zuge eines allgemeinen Wertewandels geändert. Mit der Betonung und Anerkennung kindlicher Autonomieansprüche wandelt sich die Eltern-Kind-Beziehung mehr und mehr zu einem partnerschaftlichen Verhältnis. Aus dem Erziehungsverhältnis wird ein Beziehungsverhältnis, was sich einerseits in einer stärkeren Kindzentrierung, andererseits aber auch in einer Schwächung des Partnersubsystems äußert (Schütze, 1989). Einer Abnahme von Erziehungszielen, die Konventionen und Konformität implizieren, d.h. einer Orientierung an allgemein gültigen gesellschaftlichen Normen, steht eine Ausrichtung auf konkurrierenden Individualismus und kritische Autonomie gegenüber.

Zahlreiche Kinder kommen aus anderen Ländern und Kulturen. Während es diesen Kindern oft schwer fällt, ihre Identität zu finden, werden deutsche Kinder herausgefordert, diese oft fremde Identität zu tolerieren und fremde Kulturen als Bereicherung zu erleben.

Mit der gesellschaftlichen Pluralität einher geht die Notwendigkeit, erfahrene Widersprüche und Mehrdeutigkeiten zu bewältigen und die eigene Biografie und Identitätsentwicklung zunehmend selbst zu regeln. Im Zehnten Kinder- und Jugendbericht (BMFSFJ, 1998c) heißt es dazu in einem Zitat von U. Beck (1986): „Dem einzelnen wird (...) die Verantwortung auferlegt, den eigenen Lebenslauf selbst zu gestalten, und zwar auch und gerade dort, wo er nichts anderes als das Produkt der Verhältnisse ist“. Die Reduktion der Bindungskraft vorgegebener Orientierungen erhöht die Anforderungen an den Einzelnen, die Ideale der Verantwortung für andere und der Selbstverwirklichung miteinander in Einklang zu bringen.

(c) Wachsende Verschlechterung ökonomischer Lebensbedingungen für Eltern und Kinder

Verglichen mit der ökonomischen Situation kinderloser Paare ist die Situation von Familien als erheblich schlechter einzustufen. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen einer Ein-Verdiener-Familie mit zwei Kindern beträgt lediglich 67 % des Einkommens eines kinderlosen Ein-Verdiener-Paares. Bei Zwei-Verdiener-Familien sinkt der Anteil sogar auf 38 % verglichen zu dem kinderlosen Zwei-Verdiener-Paar (Schnabel, 1987). Staatliche Transferleistungen (Kindergeld, Kinderfreibeträge oder Erziehungsgeld) decken etwa 20 % der tatsächlichen Kinderkosten ab. Bei Berücksichtigung steuerlicher Gesichtspunkte fällt dieser Anteil nach Angaben des Bundesministeriums für Familie und Senioren (BMFSFJ, 1994) sogar auf nur 10 %. Trotz aller Anstrengungen, die auf Bundes- und Landesebene unternommen werden, konnte diese Benachteiligung von Familien nicht beseitigt werden, so dass nach wie vor eine nicht gerechtfertigte (finanzielle) Mehrbelastung von Familien vorliegt. Höchst bedenklich wird die Situation, wenn das Vorhandensein von zwei und mehr Kindern in unserer Gesellschaft (neben dem Status des Alleinerziehenden) einen sicheren Prädiktor für Armut bietet. Im 10. Kinder- und Jugendbericht wird darauf hingewiesen, dass sich bei der Berechnung der Kinderkosten monatliche Beträge ergeben, die noch vor Jahren über 500 DM lagen und

bis über DM 1000 hinausreichen (weidacher, 1993). Eine konservative Kostenschätzung von Lambert (1996) kommt zu dem Ergebnis, „dass sich die durchschnittlichen Versorgungs- und Betreuungsleistungen von Eltern für ein 1983 bzw. 1985 geborenes Kind über 18 Lebensjahre hinweg auf 306000 DM summieren, sich im Monat also auf etwa 1400 DM belaufen“ (10. Kinder- und Jugendbericht, 1998, 86). Der Bericht erwähnt ferner, dass „angesichts der unterschiedlichen Schätzungen der Kinderkosten es auch keine eindeutigen Angaben darüber geben (kann), welcher Teil dieser Kosten den Eltern durch Steuerfreibeträge für Kinder, durch Kindergeld, Erziehungsgeld, Anerkennung von Erziehungszeiten bei der Rentenversicherung und kindbezogene Wohngeldzahlungen erstattet wird, zumal ein Teil dieser Zuwendungen von der Höhe des Einkommens der Eltern abhängig ist“ (S. 86/87) ... „Zu berücksichtigen ist bei diesen Berechnungen, dass die 1996 aufgrund des Urteils des Bundesverfassungsgerichts von 1990 vollzogene Korrektur des Steuersystems, wonach die minimalen, existenzsichernden Versorgungsaufwendungen nicht besteuert werden dürfen, keine Sozialleistung darstellt, sondern eine unzulässige Besteuerung beendet“ (S. 87). Die Verfasser des Berichts schließen sich der Meinung Lamberts an, „dass die eingeräumten Freibeträge zu niedrig sind“ (S. 87). Es ist ferner nach dem Bericht zu bedenken, „dass die Familien durch direkte oder indirekte Steuern die staatlichen Zahlungen zu einem erheblichen Teil mitfinanzieren. Großen Einfluss auf die Kostenverteilung übt auch aus, für wie lange Mütter ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen. Lambert kommt zu dem Ergebnis, „dass in Arbeiter- und Angestelltenfamilien mit durchschnittlichem Einkommen bei einer achtjährigen Erwerbsunterbrechung der Mutter die staatlichen Leistungen zugunsten von Familien lediglich etwa 15 % der Versorgungs- und Betreuungsaufwendungen decken“ (S. 87).

Armut von Kindern

Einkommensarmut wird definiert entweder über „bekämpfte Armut“ (wer Sozialhilfe bezieht) oder über das Äquivalenzeinkommen (Pro-Kopf-Einkommen), wenn dieses nur die Hälfte oder weniger des statistischen Pro-Kopf-Einkommens in der Bundesrepublik Deutschland erreicht. Unterschiedliche Studien bestätigen übereinstimmend, dass 3 % der Menschen in Deutschland Sozialhilfe beziehen und etwa 10 % weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommens zur Verfügung haben. Da Armut auch vorübergehender Natur sein kann, sind demnach Menschen zumindest zeitweise von Armut betroffen. Zudem ist Armut in bestimmten Bevölkerungsgruppen weit mehr verbreitet, wie z.B. bei Alleinerziehenden, bei kinderreichen Familien sowie bei Zuwandererfamilien. Immer wieder wird belegt, dass aus der Altersarmut der 60er Jahre eine Armut junger Menschen geworden ist. Nach Hauser (1995) stieg der Anteil der Empfänger von Hilfen zum Lebensunterhalt von Kindern und Jugendlichen bis zum Alter von 17 Jahren in der Bundesrepublik bzw. in den alten Bundesländern von 1963 bis 1992 kontinuierlich von 1,7 % auf 8,7 %. In den neuen Bundesländern stieg der Anteil der Kinder, die Sozialhilfe erhalten, von 1,2 % im Jahre 1990 auf 3,6 % im Jahre 1994 (Joos, 1997). Auch nach dem Kriterium der Unterschreitung der Hälfte des Äquivalenzeinkommens waren 1988, nach Angaben des Familiensurveys des DJI, 16,2 % der Kinder arm. 1994 waren es 11,2 %. Für 1995 ergibt eine Auswertung des Sozioökonomischen Panels (nach der Vorgehensweise im DJI-Familiensurvey) einen Anteil von 15,4 % von Kindern, die in Armut leben. Sowohl die Daten des DJI-Familiensurveys für 1988 und 1992 als auch die des Sozioökonomischen Panels für 1990 und 1992 bestätigen, dass das Armutsrisiko für Kinder anderthalb- bis zweifach höher als das Armutsrisiko für Erwachsene liegt. Da dieses Problem ausführlich (und in seiner politischen Behandlung z.T. kontrovers) sowohl im 10. Kinder- und Jugendbericht als auch im Bericht der Staatsregierung zur sozialen Lage in Bayern (StMAS,

1999) behandelt wird, sollen hier lediglich die Auswirkungen von Armut auf die Entwicklung des Kindes angedeutet werden.

Auf die Folgen der Armut und deren Auswirkungen besonders auf Kinder und Frauen wurde in den letzten Jahren wiederholt hingewiesen (Huston, 1994). Armut stellt heute für einen nicht zu unterschätzenden Anteil von Kindern den zentralen Risikofaktor für ihre Entwicklung dar und sie ist assoziiert mit einer Reihe von anderen Problemstellungen wie höhere Kindersterblichkeit, geringeres Geburtsgewicht, gefährliche Krankheiten, Verletzungen und Tod (Klerman, 1991). Umfangreiche Studien aus den letzten fünf Jahren haben die Folgen von Armut auf Kinder deutlich gemacht: Arme Kinder unterliegen dem Risiko von Entwicklungsverzögerungen, weisen bereits im vorschulischen Alter erhebliche Defizite in ihrer intellektuellen Entwicklung auf, ihr schulischer Fortschritt verläuft langsamer und wird häufig durch Schulabbruch beendet (McLanahan, Astone & Marks (1991; Ramey & Campbell, 1991; McLoyd, 1989; McLoyd & Wilson, 1991). Sie weisen ein höheres Ausmaß an sozial-emotionalen verhaltensbezogenen Problemen inklusive Angst, sozialem Rückzug, Aggression und Delinquenz und nicht zuletzt ein schwaches Selbstwert- und Effizienzgefühl auf. James Garbarino hat bereits 1991 darauf hingewiesen, dass solche Probleme in der Adoleszenz auf die gesamtgesellschaftliche Ebene übergreifen können, etwa in Form von Jugendkriminalität, früher Schwangerschaft und häufigerem Schulabbruch.

II. Interventionen im Familienentwicklungsprozess

II.1 Einleitung

Vor diesem Hintergrund lässt sich ein Szenario für Familien entwerfen, *das von einer Pluralisierung der Lebensstile, von einer Diskontinuität in ihrer familialen Entwicklung und der Bewältigung von aus normativen und nicht normativen Lebensereignissen resultierenden Belastungen bei fortschreitender Individualisierung der familialen Biographie gekennzeichnet ist.* Geographische Mobilität, linguale und kulturelle Diversität, Neuorganisation von sozialen Netzen sind damit weitere Aspekte eines komplexer gewordenen Familienlebens in unserer Welt. Familien werden demnach in einem höheren Ausmaß als bisher Diskontinuität in ihr Leben integrieren sowie eine größere Anzahl normativ wie nicht normativ bedingter Übergänge im individuellen und familialen Bereich bewältigen müssen. Die Richtung einer solchen Entwicklung lässt sich zurückverfolgen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Insofern stellen solche gesamtgesellschaftlichen Prozesse, etwa aus Sicht eines fortschreitenden Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesses, keine neuen soziologischen Erkenntnisse dar. Neu ist allerdings die Geschwindigkeit, mit der dieser Prozess seit Anfang der 80er Jahre verläuft, was zusätzliche Bewältigungsprobleme aufwirft und in dessen Verlauf, begünstigt durch die neuen Informations- und Kommunikationsnetze, die Menschen immer weiter aus stabil scheinenden Ordnungs-, Orientierungs- und Lebensverlaufsmustern gelöst werden und mit immer unübersichtlicher werdenden sozialen Regulierungsvorhaben konfrontiert werden.

Familien sehen sich demnach mit Herausforderungen konfrontiert, die mit der zunehmenden Diversität und Komplexität gesamtgesellschaftlicher Rahmenbedingungen zusammenhängen, unter denen heute Familienleben organisiert und gelebt wird. Solche Herausforderungen resultieren gegenwärtig insbesondere aus dem Übergang zu einer Wissensgesellschaft, aus der (globalisierten) Ökonomie und der modernen Wirtschaft, aus der Arbeitswelt, aus einer zunehmend stärker werdenden Mobilität, aber auch aus Phänomenen wie soziale Ausgrenzung und Armut, worauf bereits hingewiesen wurde.

Das formelle Bildungssystem bereitet auf die wichtigste Rolle im Leben, die des Partners/Vaters bzw. der Partnerin/Mutter, wenn überhaupt nur äußerst unzureichend vor. Und dies, obwohl alle psychologischen Entwicklungstheorien die Bedeutung der (frühen) Kindheit für die weitere Entwicklung anerkennen und die Familie, vor allem die Eltern, als einen der wichtigsten Einflussfaktoren für die physische, psychische und soziale Entwicklung des Kindes betrachten. Untersuchungen zeigen, dass nicht die stabile Betreuungsperson, sondern die (oder mehrere) Person(en) mit einer guten Beziehung zum Kind der wirksamste protektive Faktor zum Schutz vor seelischer Erkrankung trotz sonst ungünstiger Bedingungen beim Kind ist (Ulich, 1988).

Das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) hat den Anspruch auf allgemeine Förderung der Erziehung in der Familie (§ 16 KJHG) bzw. auf Hilfe zur Erziehung (§ 27 KJHG) kodifiziert. Während im § 16 KJHG die präventive Hilfe im Vordergrund steht, betont § 27 KJHG kurative Hilfen und Interventionen in der Familie. Explizit werden im § 16 Angebote der Familienbildung genannt, „die auf Bedürfnisse und Interessen sowie auf Erfahrungen von Familie in unterschiedlichen Lebenslagen und Entwicklungssituationen eingehen, die Familie zur Mitarbeit in Erziehungseinrichtungen und in Formen der Selbst- und Nachbarschaftshilfe besser befähigen sowie junge Menschen auf Ehe, Partnerschaft und das Zusammenleben mit Kindern vorbereiten“

Nach dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend unterscheidet man zwischen einer (a) institutionellen, (b) einer informellen, (c) einer funktionalen und (d) einer medialen Familienbildung (BMFSFJ, 1996).

„Institutionelle“ Familienbildung findet in einer Einrichtung statt und beinhaltet in der Regel Informationsveranstaltungen bzw. Elterntrainings, die von einer professionellen Fachkraft angeboten werden. „Informelle“ Familienbildung umfasst den nicht formell organisierten Austausch zwischen Eltern und dem verwandtschaftlichen und sozialen Netz. Mit „funktionaler“ Familienbildung ist Mitsprache und Mitgestaltung der Eltern bei der Arbeit in den Tageseinrichtungen ihrer Kinder gemeint, während die „mediale“ Familienbildung von Fachzeitschriften, Elternratgebern, Rundfunk- und Fernsehbeiträgen sowie durch Beiträge im Internet geleistet wird. „Eltern- und Familienbildung soll die Erziehungskompetenz der Eltern verbessern und dadurch die gesunde Entwicklung von Kindern unterstützen, das Auftreten von Störungen verhindern bzw. bereits bestehende Störungen abmildern“ (Minsel, 1999). Sie soll auch bei der Entwicklung von Lösungsstrategien sowie Krisen- und Konfliktbewältigungsmaßnahmen behilflich sein und Angebote für deren Einübung bereitstellen (Brandmayr, 2000).

Angebote der Familienbildung können nach Schneewind (1999) primär-präventiver (Vermittlung von Kompetenzen, die für den Aufbau positiver interpersoneller Beziehungen und für die Entwicklung von Selbstregulierungsmechanismen von Bedeutung sind) oder sekundär-präventiver Natur sein (z. B. Vorbereitung von Paaren auf transitionsbedingte Übergänge, Vermittlung von Kompetenz zur Bewältigung von kritischen Ereignissen etc.). Tertiär-präventive Ansätze verfolgen das Ziel, Familien, die eine Familientherapie oder Familienberatung in Anspruch genommen haben, anschließend durch Kurse oder Seminare zu unterstützen und ihre Handlungskompetenz zu stärken. Dadurch soll erreicht werden, dass vormalige Störungen künftig vermieden werden.

Die familienpsychologische Forschung konnte eine Reihe von Faktoren identifizieren, die kompetente Eltern kennzeichnen: So sind nicht an Bedingungen gebundene Wertschätzung des Kindes, Verständnis bzw. Feinfühligkeit dem Kind gegenüber, ein autoritativer Erziehungsstil,

die Qualität der Partnerschaft, Übereinstimmung in den elterlichen Erziehungseinstellungen und Erziehungspraktiken sowie das Familienklima relevante Aspekte kompetenter Mutterschaft und Vaterschaft. Auch die Verfügbarkeit von sozialen Netzen und Unterstützungssystemen hat sich als vorteilhaft erwiesen.

Eine in Kanada durchgeführte Längsschnittstudie konnte zeigen, dass die Stärkung elterlicher Kompetenz mittel- und langfristig mit positiven Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung assoziiert ist. Vor allem wurde gezeigt, dass bei einer gezielten Förderung des Elternverhaltens Kinder aus Risikofamilien die Entwicklungswerte von Kindern aus Nicht-Risiko-Familien ohne Intervention erreichen können. Die Stärkung elterlicher Kompetenz ist somit einer der wirksamsten Mechanismen zur Vermeidung kindlicher Fehlentwicklung und zur Reduktion sozialer Kosten im System.

Verfügbare Interventionsprogramme stimmen darin überein, dass einer guten funktionierenden Beziehung zwischen Eltern und Kind Priorität vor bestimmten erzieherischen Interventionen eingeräumt wird. Es gilt demnach, die Eltern-Kind-Beziehung zu stützen und zu stärken. Den hierfür verfügbaren älteren Programmen liegen unterschiedliche, theoretische Orientierungen und Zielsetzungen zugrunde. Während z. B. etliche Programme Lob und Strafe einsetzen, lehnen dies andere entschieden ab (z. B. das auf den Prinzipien der humanistischen Psychologie aufbauende PET-Parent Effectiveness Training von Gordon, 1972). Auf diese Programme kann hier nicht näher eingegangen werden (für einen Überblick vgl. Minsel, 1999).

Vielmehr gilt es hier auf einige neuere Programme hinzuweisen, die in den neunziger Jahren entwickelt wurden und die zunehmend an Bedeutung gewinnen.

II. 2. Programme zur Förderung elterlicher Kompetenz in besonderen Problemsituationen

Die internationale Interventionsforschung hat in den letzten Jahren eine Reihe von Hilfen und Anregungen vorgelegt, die elterliche Kompetenz und Qualität der Partnerschaft über alle Phasen des Familienentwicklungsprozesses bzw. in unterschiedlichen Familiensituationen fördern sollen. Solche Angebote beziehen sich primär auf Risikofamilien, die Stressoren von hoher Intensität bzw. Dauer ausgesetzt sind, die unter weniger förderlichen Umweltbedingungen leben und deren Mitglieder durch geringe Bewältigungskompetenzen oder erhöhte konstitutionelle Vulnerabilität gekennzeichnet sind. So gibt es z. B. Programme für Familien, die einen zu früh geborenen Säugling versorgen müssen, für Mütter, die noch minderjährig sind oder für junge Eltern, die in ihrer Herkunftsfamilie Misshandlungen erfahren haben. Des Weiteren gibt es Programme, die Kinder vor Konsumverhalten bewahren oder die drogensüchtige Mütter beim Abbau des Drogenkonsums unterstützen sollen (Minsel, 1999).

Programme wurden auch für Familien entwickelt, deren Kinder Verhaltensauffälligkeiten zeigen, wie beispielsweise gestörtes Essverhalten, Schlafstörungen, Aggressivität, abweichendes Verhalten etc. Spezielle Interventionsformen wurden für Familien entwickelt, deren Kinder sich in einer besonderen Situation befinden, wie körperliche Behinderungen, alle möglichen Arten von Krankheiten, Hyperaktivität u. a.. Auch für Familien, deren Kinder misshandelt oder vernachlässigt wurden, sind besondere Programme vorhanden. Ferner gibt es Programme für Eltern, die Kinder adoptiert haben oder in naher Zukunft adoptieren wollen, sowie für Eltern, die eine Pflegschaft innehaben bzw. übernehmen wollen.

Prototypische Beispiele für solche Programme sind z. B. „Deviant Children: A Clinician's Manual for Assessment and Parent Training“ von R. A. Barkley, das detaillierte Instruktionen

nen für den Umgang mit verhaltensauffälligen Kindern zwischen 2 und 12 Jahren gibt, oder „Parenting the Strong-Willed-Child: The Clinically Proven Five-Week Program for Parents of Two-to-Six-Year-Olds“ von R. L. Forehand und N. Long, ein Programm, das auf einer Forschungsarbeit von 30 Jahren beruht und das an Eltern adressiert ist, deren Kinder elterliche Anweisungen nicht befolgen.

III. 3. Programme zur Bewältigung von Übergängen in der Familienentwicklung

Einen besonderen Stellenwert weisen Programme auf, die auf Transitionen fokussieren (vgl. im Überblick Fthenakis & Eckert, 1997). Neben den bekannten Schwangerschafts- und Geburtsvorbereitungskursen gewannen in den neunziger Jahren Interventionsprogramme betreffend den Übergang zur Elternschaft an Bedeutung, wie z. B. das „Becoming a Family Project“ von C.P. Cowan und Ph. Cowan sowie das „DFV-Elternbildungs-programm“, das eine Anpassung und Weiterentwicklung des Programms von Cowan & Cowan darstellt (Fthenakis, Eckert und von Block, 1999). Beide Programme werden in Gruppen angewandt. Barbara Reichle hat 1999 das Programm für Multiplikatoren mit dem Titel „Wir werden Familie – ein Kurs zur Vorbereitung auf die erste Elternschaft“ vorgelegt, das ebenfalls auf diese Phase des Familienentwicklungsprozesses fokussiert.

Auch weitere Übergänge im Familienentwicklungsprozess stellen Ebenen familialer Intervention dar. Allein zur Bewältigung der mit einer Trennung, Scheidung bzw. Wiederheirat zusammenhängenden Aufgabenstellungen liegen in der internationalen Literatur über 500 Interventionsprogramme vor. Stellvertretend sei hier auf das Gruppeninterventionsprogramm für Kinder mit getrennt lebenden bzw. geschiedenen Eltern von Fthenakis et al. (1995) bzw. auf das Programm „Stepping Together – Creating Strong Stepfamilies“ von E.B. Visher und J.S. Visher verwiesen. Interventionsansätze dieser Art sollen der Familie bzw. den einzelnen Familienmitgliedern helfen, die mit speziellen Transitionen zusammenhängenden Aufgaben zu bewältigen.

III. 4. Programme zur Förderung von Partnerschaft

Andere Ansätze wiederum intendieren die Stärkung von Partnerschaften. In diesem Zusammenhang kann auf das von H.J. Markman bereits zu Beginn der 80er Jahre entwickelte „Premarital Relationship Enhancement Program“ (PREP) hingewiesen werden, das im deutschsprachigen Gebiet seine Anpassung im EPL („Ein partnerschaftliches Lernprogramm“) von Hahlweg et al. gefunden hat. Letzteres will die Kommunikationsfähigkeit von Paaren fördern und spezielle Kompetenzen trainieren. Von besonderem Interesse ist auch das sog. Reziprozitätstrainings-Programm von Schindler, Hahlweg und Ravenstorf (1998), das in 15 Sitzungen Reziprozität, Kommunikation und Konfliktlösung fördern will. In ähnliche Richtung geht auch das Programm von S. Heitler (Heitler & Singer, 1997): „The Power of Two. Secrets to a Strong & Loving Marriage“. Andere Programme wiederum wenden sich an Paare, die ihre Beziehung nach dem Auszug der Kinder in der sog. „Empty-Nest-Phase“ stärken wollen. Hier ist das von D. Arp und C. Arp vorgelegte Programm „The Second Half of Marriage. Facing the Eight Challenges of Every Long-term Marriage“ zu erwähnen. John Gottman von der University of Washington in Seattle hat 1999 als Ergebnis langjähriger Forschung ein Programm publiziert, das sich zur Stärkung der Partnerschaftsqualität in vorzüglicher Weise eignet. Aus dem deutschsprachigen Gebiet ist – neben den Arbeiten von Hahlweg und seinen Mitarbeitern – vor allem das vor kurzem veröffentlichte Programm von Guy Bodenmann „Kompetenzen für die Partnerschaft – Freiburger Stresspräventionstraining für Paare“ zu nennen, das eine systematische Förderung der Kompetenzen intendiert, die sich in der Forschung für die Sta-

bilität und Qualität von Partnerschaft als relevant erwiesen: „...die Art und Weise, wie Paare im Alltag Stress bewältigen können, wie sie angemessen miteinander zu kommunizieren in der Lage sind und wie es ihnen gelingt, effizient Probleme im Alltag zu lösen“

III.5. Programme zur Stärkung des Systems Familie

In der letzten Zeit interessiert sich die Interventionsforschung nicht nur für das einzelne Individuum, nicht nur für die Förderung der Paarbeziehung, sondern insbesondere für die Stärkung des Systems Familie. Stellvertretend für diesen Schwerpunkt sei hier auf die Arbeit von Froma Walsh hingewiesen, die 1998 ein Programm („Strengthening Family Resilience“) vorgelegt hat, das auf die Familie fokussiert und ihr helfen soll, Widerstandskraft zu entwickeln bzw. sie zu befähigen, Krisen und Brüche zu bewältigen. Das Programm dient der Stärkung der Organisation, der Kommunikation und der Überzeugungssysteme einer Familie.

III.6 Programme zur Förderung von Elternschaft

Ein weiterer Bereich in der Programmlandschaft beinhaltet Programme zur Förderung engagierter bzw. kompetenter Elternschaft. Im Norden der USA z. B. kommen gegenwärtig in diesem Bereich über 560 Programme zur Anwendung, mit einer starken Tendenz zu Kommerzialisierung (Fthenakis & Eckert, 1997). Eines der bekanntesten Programme ist das „Parent Effectiveness Training (PET)“ von T. Gordon (Gordon, 1970, 1989); das in Deutschland unter dem Titel „Familienkonferenz“ bekannt wurde. Das Programm bezieht sich vorwiegend auf die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, die häufig durch Konflikte belastet sind. Grundlegende Idee ist der Aufbau einer „partnerschaftlichen“, d. h. machtfreien, Eltern-Kind-Beziehung.

Ein weiteres erfolgreiches Elterntrainings-Programm ist das „Systematic Training for Effectice Parenting (STEP)“ von D. Dinkmeyer & G. D. McKay (1997), das sich mit vier Schwerpunkten an Eltern mit Kindern unter 3 Jahren, mit Kindern im vorschulischen, im schulischen Alter und in der Pubertät wendet. Es unterstützt Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder zu selbständigen und selbstbewussten Erwachsenen und vermittelt effektive Elternfertigkeiten, die in wöchentlichen Sitzungen trainiert werden.

Eine besondere Stellung innerhalb der Programmlandschaft von Elternangeboten nimmt das „Early Childhood Parenting Skills (ECPAS) Program“ von Richard Abidin (Abidin, 1996) ein, das gleichfalls der Erweiterung von Elternkompetenzen dient. Es basiert auf den Ergebnissen entwicklungspsychologischer und interventionsbezogener Forschung und integriert Aspekte bereits erprobter Programme. Auch dieses Programm stellt einen der Eckpfeiler des Bayerischen Familienbildungsangebotes dar. Schließlich ist das von Matthew Sanders und seinen Mitarbeitern an der University of Queensland in Australien entwickelte und in Deutschland von Hahlweg und Kollegen adaptierte TRIPLE P – Programm (Positive Parenting Program) zu nennen, dessen Berücksichtigung eine Bereicherung des Angebots darstellen wird.

Ad III. Anregungen für Familienpolitik

Für die Familienpolitik besteht die doppelte Herausforderung einerseits darin, den Familien-sektor (Partnerschaft und Elternschaft) zu stärken und die Bedingungen, unter denen Familie gelebt wird, zu verbessern und andererseits die Qualität von Partnerschaft im Nichtfamiliensektor zu unterstützen. Neben Familien- wird demnach auch eine Partnerschaftspolitik benötigt. Eine familienpolitische Priorität ersten Ranges besteht darin, die beiden Bereiche

nicht weiterhin als konkurrierende Lebensformen anzusehen, sondern diese zu „versöhnen“, Verteilungsungerechtigkeiten zu beseitigen und neben dem Vorrang von Familie, andere Formen des Zusammenlebens zu respektieren, und nicht zu diskriminieren. Es wird demnach eine Politik befürwortet, die den Familien bzw. den Partnerschaften nicht den Weg weist, sondern ihnen hilft, selbst ihren Weg zu finden.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass kontextuelle Bedingungen, d.h. Faktoren, die der politischen Handlungsebene zugänglich sind, maßgeblich dazu beitragen, ob vom Individuum und dem Familiensystem eine Transition bewältigt wird oder nicht. Konzepte dieser Art sind deshalb geeignet, die Rolle, die solche Faktoren spielen, exakter als bisher zu erfassen und deren Wirkung aufzuzeigen. Kulturelle Faktoren sind, wie erwähnt, entscheidend für die Art und Weise des Bewältigungsprozesses. Darin eine Bereicherung und eine Quelle für Innovation und Stimulation zu erkennen, ist die Aufgabe einer Familienpolitik, die kulturelle Diversität integriert. Im abendländischen Raum haben wir in den zurückliegenden Jahren auf die Bedeutung des Erhalts von Werten, wie Liebe, Solidarität, Verantwortung und christlicher Glaube innerhalb der Familie hingewiesen. Wir haben dabei Wert auf den Erhalt von Strukturen und Rollen gelegt, ohne zu reflektieren, dass Familien in diachronischer Hinsicht und auf einer globalen Ebene Transitionen durchlaufen, die sie veranlassen, sich strukturell und funktional zu verändern, wenn sie über Jahrhunderte hinweg sich veränderten Bedingungen anpassen wollen. Ich wage sogar die Behauptung, dass der Erhalt der Werte unmittelbar mit der Kompetenz von Familien zusammenhängt, ihre Strukturen zu erneuern und weiterzuentwickeln. So ist die Erfüllung des Bedürfnisses der meisten Menschen, eine qualitativ gute und auf Dauer angelegte Beziehung zu einem Partner zu leben nur möglich, wenn ihnen die Freiheit gegeben wird, die strukturellen Bedingungen, unter denen sie eine solche Qualität von Beziehung erleben wollen, selbst gestalten zu können.

In der Betrachtung und im Umgang mit Familien haben wir uns unreflektiert auf einen Standpunkt verständigt, der all zu schnell eine restaurative und auf Problemstellungen und Defizite ausgerichtete Betrachtungsweise einnimmt. Dies betrifft Forschung wie Anwendung und Politik zugleich. Das Konzept der Verletzlichkeit (vulnerability) bezieht sich auf die Prädisposition eines Individuums zur Entwicklung verschiedener Formen psychopathologischen oder ineffektiven Verhaltens. Sie reflektiert die Neigung zu negativen Entwicklungsergebnissen, die unter Risikobedingungen auftreten können (Pellegrini, 1993). Demgegenüber vertritt das Konzept von Widerstandsfähigkeit (resiliency) (Wustmann, im Druck) anstelle eines defizit- und problemorientierten Ansatzes ein auf Stärken aufbauendes Modell. Neben der Betrachtung von Risikofaktoren und der Dokumentation ihrer schädlichen Auswirkungen auf eine gesunde Entwicklung werden Bedingungen identifiziert, die die Widerstandskraft von Individuen und Familien stärken. Wenn wir von den Familien, die es „geschafft“ haben, lernen, werden wir für die Prävention in Familien wertvolle Anregungen dafür erhalten, wie wir Vätern, Müttern und Kindern helfen können, Transitionen positiv zu bewältigen. Etliche Studien (Garmezy, Masten & Tellegren, 1984) legen nahe, den Fokus der Aufmerksamkeit von Risikofaktoren und der Ätiologie von Problemverhalten auf gesunde und adaptive Reaktionen zu richten, damit belastende Lebensbedingungen für Individuen und Familien besser verstanden werden können. Wir benötigen mehr Information über die Widerstandsfähigkeit von Kindern, Jugendlichen, Müttern und Vätern und wir brauchen mehr Kenntnisse darüber, wie sich Widerstandsfähigkeit im Lebenszyklus entwickelt und verändert. Hierzu sind Studien erforderlich, die uns Auskunft über die Widerstandsfähigkeit geben und vor allem solche, die zwischen verschiedenen Populationen und kulturellen Gruppen stärker als bislang Folgendes berücksichtigen: Familien können speziell durch eine interkulturelle Sichtweise profitieren.

Und wir benötigen Programme für Familien, die deren Widerstandskraft dadurch stärken, dass sie Risikofaktoren in ihrer Wirkung mildern, protektive Faktoren stärken und allen Familienmitgliedern Kompetenzen vermitteln, mit für sie schwierigen und belastenden Bedingungen umzugehen. Die Familienforschung hat die Bedeutung kontextueller Bedingungen deutlich gemacht und unterstreicht die Verantwortung von Politik, Wirtschaft, Medien und der Gesamtgesellschaft für unsere Familien. Unter Berücksichtigung der bereits dargestellten Befunde der Sozialforschung im allgemeinen und der Familienforschung insbesondere lassen sich einige Elemente für die Familienpolitik umreißen, von denen hier einige kurz angedeutet werden:

Wir benötigen eine explizite Familienpolitik: Franz Xaver Kaufmann hat zu Recht beklagt, dass wir in Deutschland bislang keine explizite Familienpolitik entwickelt haben. In den zurückliegenden zwei Jahrzehnten lassen sich unterschiedliche Argumentationen für Familienpolitik finden: Neben einer familieninstitutionellen, einer bevölkerungspolitischen, einer wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Argumentation lässt sich eine sozial- frauen- und neuerdings männer- und kinderpolitische Argumentation nachweisen. In allen diesen Politikbereichen finden sich implizit familienpolitische Komponenten. Das alles aber macht bei weitem noch keine explizite Familienpolitik aus, die von den Bedürfnissen der Familienmitglieder ausgeht, die Vielfalt der Familienformen berücksichtigt, der diskontinuierlich verlaufenden Familienentwicklung angemessen Rechnung trägt und familienpolitische Ansprüche an alle Politikbereiche richtet. Wir sind gegenwärtig weit davon entfernt, eine solche familienpolitische Konzeption zu haben. Hier liegt aus meiner Sicht die Chance für eine neue Familienpolitik.

Mehr präventiv orientierte Familienangebote: Staatliche Hilfen und Interventionsmaßnahmen für Familien sind bislang eher restaurativ und weniger präventiv orientiert. Eine künftige Familienpolitik sollte präventiv orientiert sein und der Familie in den frühen Phasen ihrer Entwicklung helfen, Kompetenz zu erwerben, um mit Veränderungen im Laufe ihrer Entwicklung und mit Belastungen in ihrem Leben angemessen umzugehen.

Die dritte Säule der Familienpolitik wird angemahnt: Eine der dringenden anstehenden Aufgaben ist die Errichtung der dritten Säule der Familienpolitik: Neben den finanziellen Hilfen, die nach wie vor für viele Familien unverzichtbar sind, neben den noch auszubauenden Betreuungsangeboten (vor allem für unter Dreijährige und für Kinder im Schulalter), sind es vor allem Hilfen zur Stärkung der Kompetenz der Familie sowohl was Elternschaft als auch was Partnerschaft betrifft. Insbesondere der letztere Aspekt wurde bislang weitestgehend vernachlässigt, von dem wir aber wissen, dass er für die Stabilität im Familiensystem von primärer Bedeutung ist. Wir benötigen demnach neben einer Familien- auch eine Partnerschaftspolitik. Dass die Stärkung der Elternschaft von größter (auch) sozialökonomischer Tragweite ist, hat eine kanadische Studie gezeigt: Eltern aus Risikofamilien, die in ihrer Elternschaft unterstützt und begleitet werden, haben Kinder, die in ihrer Entwicklung vergleichbare Werte wie Kinder aus Nichtrisiko-Familien ohne Intervention erreichen.

Der Einsatz von solchen Hilfen kann unmittelbar zur Reduktion des sozialen Risikos und damit auch zur Reduktion der hohen sozialen Kosten führen. Dabei kann es nicht darum gehen, die „betreute Familie“ als neues familienpolitisches Ziel zu definieren. Vielmehr muss es darum gehen, der Familie früh genug die Hilfe zukommen zu lassen, die ihr erlaubt, autonom und in eigener Verantwortung ihr Schicksal in die Hand zu nehmen.

Familienpolitik fokussiert stärker auf Prozesse und weniger auf Strukturen: Partnerschafts- und Familienpolitik in eine übergeordnete auf Entwicklung ausgerichtete familienpolitische Konzeption einzubinden, stellt eine neue Herausforderung dar. Eine solche familienpolitische Konzeption beschränkt sich nicht nur auf den genuinen familienpolitischen Bereich. Sie ist zudem im Höchstmaß Bestandteil der Bildungspolitik sowie anderer Politikbereiche.

Familienpolitik reflektiert kulturelle Diversität und soziale Komplexität: Der Sozialbericht der Landesregierung, der zehnte Kinder- und Jugendbericht und eine Reihe von Studien zeigen, dass auch in unserem Land ein massiv verlaufender Ausgrenzungsprozesse stattfindet, dem wirkungsvoll begegnet werden muss. Unsere Aufmerksamkeit muss sich dabei auf die Hochrisikogruppen in unserer Gesellschaft konzentrieren. Eine nicht zu unterschätzende Anzahl von Kindern wächst in solchen Hochrisikofamilien auf, ohne, dass es bislang gelingen konnte, angemessen darauf zu reagieren. Familien, die in Armut leben, Familien mit Alkohol- und Drogenabhängigkeit, Familien, in denen es zur Gewaltanwendung kommt, Familien in sozialer und kultureller Isolation sind einige Stichworte, die uns für deren besondere Bedürfnisse sensibilisieren sollten.

Angebote der Familienbildung ausbauen: Wenn wir den Familien helfen wollen, mit den rasant verlaufenden Veränderungen fertig zu werden, ihre Unsicherheit in Erziehungsfragen zu überwinden, hohe Qualität in der Partnerschaft zu erleben, wenn wir möchten, dass Familien ihren Aufgaben gerecht werden, benötigen wir mehr als je zuvor mehr Angebote für Familienbildung und Familienerholung. Der Ausbau der Familienbildung und die Weiterentwicklung ihrer Konzepte ist eine nicht mehr aufzuschiebende Aufgabe. Dabei haben wir neue Wege der Vermittlung zu gehen, die es gestatten, dass solche Angebote, die Familien erreichen, die sie am ehesten nötig haben. Hier müssen in der Tat innovative Ansätze zur Anwendung kommen, wie z. B. die stärkere Einbeziehung von Frauenärzten, von Haus- und Kinderärzten und der Kindertageseinrichtungen. Neben der konzeptionellen Weiterentwicklung ist eine Vernetzung der Angebote der Familienbildung mit den Angeboten der Jugendhilfe erforderlich.

Dies deutet auf die Notwendigkeit hin, die Struktur und die Organisation der derzeit verfügbaren Angebote zu überdenken. Viele der Institutionen für Familienberatung stellen das historische Ergebnis einer Epoche dar, die ihr eigenes Verständnis von staatlicher Hilfe und Fürsorge entwickelte. Am Ende dieses Jahrhunderts stellen wir zunehmend fest, dass diese Institutionen der dringenden Erneuerung und der Neuordnung bedürfen. Es ist nicht mehr einzusehen, dass Ehe- und Familienberatungsstellen auf der einen und Erziehungsberatungsstellen auf der anderen Seite getrennte Institutionen darstellen, die vielfach miteinander nicht einmal kommunizieren, obwohl sie Aspekte derselben Familie behandeln und obwohl man seit langem weiß, wie beide Bereiche miteinander verflochten sind. Jedenfalls lässt sich, aus meiner Sicht, politisch nicht eine solche Trennung vertreten.

Ausbau von Betreuungs- und Bildungsangeboten für Kinder unter drei >Jahren und für Schulkinder: Obwohl Bayern für Kinder im Alter zwischen drei und sechs Jahren ein vielfältiges Betreuungsangebot bereit stellt, ist die Betreuung für unter dreijährige Kinder und für Kinder im Schulalter alles andere als befriedigend. Die Leidtragenden sind die Kinder. Wir wissen aus der Forschung, dass eine qualitativ hochwertige ausserfamiliäre Betreuung für Kinder unter drei Jahren mit Vorteilen für die kindliche Entwicklung verbunden sein kann. Ähnliches lässt sich auch für die außerschulische Betreuung von Schulkindern zeigen. Die Folgen fehlender Betreuung im schulischen Alter sind nicht zu unterschätzen, wie vielfältige Arbeiten eindrucksvoll belegen konnten. Als weiteres Anliegen steht die Erneuerung der Bil-

dungskonzeption für unter sechsjährige (wie auch für ältere) Kinder an. Es zeigt sich nämlich, dass das Bildungskonzept für unsere Kinder nicht mehr zeitgemäß ist und dass hier eine neue Bildungsreform ansteht, deren Ausmaß dessen der siebziger Jahre bei weitem überschreiten wird. Wir benötigen ein Betreuungskonzept für Kinder bis zum 14./15. Lebensjahr und hier sollte die Politik auch die Frage nach einem übergeordneten (Dach-)Gesetz für diesen Bereich erneut überlegen, dass, zudem nicht nur die Betreuungsinstitutionen, sondern auch andere Betreuungsformen und vor allem die Familie mit einbezieht.

In der Bildungspolitik muss die Frage erneut gestellt werden, wofür sie unsere Kinder vorbereitet. Mit Blick auf Familie kann behauptet werden, dass die Bildung unsere Kinder am wenigsten für die wichtigste Rolle im Leben, die des Ehepartners oder der Mutter und des Vaters, vorbereitet. Der bildungspolitische Beitrag muss neu definiert werden und hier liegt in der Tat ein enormer Nachholbedarf vor.

Verglichen zu anderen Ländern weisen wir im Bereich der Kindheits- und Familienforschung enorme Defizite auf. Die Intensivierung der Forschung auf dem Gebiet der Entwicklung des Humankapitals ist eine nicht mehr aufzuschiebende Aufgabe. Dabei sind auch die Diskussionen aufzunehmen, die sich auf Qualitätsentwicklung, Qualitätssicherung oder -kontrolle vorhandener Angebote für Familien beziehen. Es ist durch nichts zu rechtfertigen, dass wir hohe Investitionen für Familien tätigen, ohne je ihre Effizienz evaluiert zu haben. Da Hilfen, Beratungsangebote und Interventionen für Familien unmittelbaren Einfluss auf alle Familienmitglieder haben, sind deren Auswirkungen empirisch zu überprüfen und die daraus gewonnenen Erkenntnisse für deren Revision bzw. Weiterentwicklung zu nutzen. Für eine neue Familienpolitik sollten nur Angebote staatliche Unterstützung erfahren, die nachweisen konnten, dass sie Familien tatsächlich helfen.

Wie Familien sich weiter entwickeln, hängt unmittelbar mit den Antworten zusammen, die wir für sie bereithalten, wenn es darum geht, wichtige Transitionen zu bewältigen und Erziehungsverantwortung zu übernehmen. Soziale Mitverantwortung für Familien ist erforderlich, die mit einer veränderten Philosophie für Familien korrespondiert: Eine Philosophie, die kulturelle Diversität bejaht, Familie als ein sich veränderndes und sich weiter entwickelndes System ansieht, dessen Überlebenschance mit seiner Kompetenz zusammenhängt, normative wie nichtnormative Transitionen zu bewältigen und darin Chancen für weitere Entwicklung zu erkennen. Die Chancen hängen aber auch mit den Rahmenbedingungen zusammen, die eine Gesellschaft Familien zur Verfügung stellt. Ein auf Entwicklung ausgerichtetes, dynamisch konzipiertes, die strukturelle Vielfalt bejahendes Familienbild kann am ehesten dazu beitragen, das zu erhalten, was wir oft meinen: Die Familie als Zelle der Gesellschaft und als Quelle persönlichen Glücks.

Literaturverzeichnis

- Abidin, R.R. (1996). Early Childhood Parenting Skills. A Program Manual for the Mental Health Professional. Psychological Assessment Resources, Inc.
- Amato, P.R. (1999). More than money? Men's contributions to their children's lives. In: A. Booth & A.C. Crouter (Eds.). Men in families: When do they get involved? What difference does it make? Hillsdale NJ: Erlbaum, (241-278).
- Arp, D. & Arp, C. (2000). The Second Half of Marriage. Participant's Guide. Grand Rapids, Michigan.
- Booth, A., Amato, P. R., Johnson, D.R., & Edwards, J.N. (1998). Marital instability over the life course: Methodology report for fifth wave. Lincoln: University of Nebraska Bureau of Sociological Research.
- Brandmayr, E. (2000). Das Elternschaftskonzept nach Richard Abidin. Theoretische Grundlagen und Anwendung eines kompetenzorientierten Elternprogramms. Augsburg: Unveröffentlichte Diplomarbeit.
- Callahan, E.J. McCluskey, K.A. (Eds.) (1983). Life-span developmental psychology. Normative life events. New York: Academic Press.
- Dorbritz, J. (1999). Stirbt die Familie? Gründe und Folgen der Schwächung einer Institution, FAZ, 21.12.1999.
- Elder, G.H. (1974). Children of the great depression: Social change in life experience. Chicago: University of Chicago Press.
- Engstler, H. (1998). Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Brühl: Chudeck Druck Service.
- Fthenakis, W.E. (1986). Interventionsansätze während und nach der Scheidung – Eine systemtheoretische Betrachtung. Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 1986, (2), 174-201.
- (1995). Ehescheidung als Übergangsphase im Familienentwicklungsprozess. In M. Perrez, J.-L. Lambert, C. Ermert & Plancherel (Hrsg.), Familie im Wandel. Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag Freiburg, 63-95.
- Fthenakis, W.E., u.a. (1995a). Gruppeninterventionsprogramm für Kinder mit getrennt lebenden oder geschiedenen Eltern. TSK – Trennungs- und Scheidungskinder. LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.). Weinheim: Beltz.
- Fthenakis, W.E. & Eckert, M. (1997). Präventive Hilfen für Familien in Familienbildung und Beratung. In: H. Macha & L. Mauermann (Hrsg.), Brennpunkte der Familienerziehung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 219-239.
- Fthenakis, W.E., & Minsel, B. (2002). Die Rolle des Vaters in der Familie. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Band 213. Stuttgart: Kohlhammer.
- Garmezy, N., Masten, A.S. & Tellegren, A. (1984). The study of stress and competence in children: A building block of developmental psychopathology. Child Development, 55, 97-111.
- Gordon (1970). Parent Effectivness Training. The "No-Lose" Program for Raising Responsible Children. New York: Peter H. Wyden.
- Gordon (1972). Familienkonferenz: Die Lösung von Konflikten zwischen Eltern und Kind. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Griebel, W. (1999). Der Vater als Großvater. In: W. E. Fthenakis u.a.: Engagierte Vaterschaft. Opladen: Leske + Budrich, 223-230.
- Klerman, L.V. (1991). Alive and well? A research and policy review of health programs for poor

- young children. New York: National Center for Children in Poverty, Columbia University School of Public Health.
- König, R. (1946). Zwei Grundbegriffe der Familiensoziologie: Desintegration und Desorganisation. In R. König (Hrsg.), *Materialien zur Soziologie der Familie* (S. 55-87). Köln: Francke.
- McGoldrick, M. & Carter, E.A.. (1982). The family life cycle. In: F. Walsh (Ed.): *Normal family process*. New York: The Guilford Press, 167-195.
- McLanahan, S.S., Astone, N.M., & Marks, N. (1991). The role of mother-only families in reproducing poverty. In A. C. Huston (Ed.). *Children in poverty: Child development and public policy*. New Nork. Cambridge University Press, 51-78.
- McLoyd, V.C. & Wilson, L. (1991). The strain of living poor. Parenting, social support, and child mental health. In A. C. Huston (Ed.), *Children in poverty: Child development and public policy*. New York. Cambridge University Press, 105-135.
- McLoyd, V.C. (1989). Socialization and development in a changing economy. The effects of paternal job and income loss on children. *American Psychologist*, 44, 293-302.
- Miegel, M. & Wahl, S. (1994). *Das Ende des Invididualismus*. München.
- Minsel, B. (1999). Eltern- und Familienbildung. In: R. Tippelt (Hrsg.): *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung 2. überarb. und akt. Auflage*. Opladen: Leske + Budrich.
- Nauck, B. (1991). Generationenvertrag, generatives Verhalten und Eltern-Kind-Beziehungen im interkulturellen Vergleich. In: A. Engfer, B. Minsel & S. Walper (Hrsg.): *Zeit für Kinder: Kinder in Familie und Gesellschaft*. Weinheim: Beltz, 125-132.
- Oerter, R. (1985). Aspekte einer entwicklungspsychologischen Beratung im Jugendalter. In: J. Brandtstätter & H. Gräser (Hrsg.). *Entwicklungsberatung unter dem Aspekt der Lebensspanne*. Göttingen: Hogrefe, 65-82.
- Ramey, C.T., & Campbell, F.A. (1991). Poverty, early childhood education, and academic competence: The Abecedarian experience. In A. C. Huston (Ed.), *Children in poverty: Child development and public policy*. New York: Cambridge University Press, 190-221.
- Schindler, L., Hahlweg, K. & Revenstorf, D. (1998). *Partnerschaftsprobleme: Diagnose und Therapie. Therapiemanual. 2., aktualisierte, vollständig überarbeitete Auflage*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Schnabel, M. (1987). *Familienlastenausgleich – Anspruch und Wirklichkeit seit 10 Jahren*. Neuwied: Strüder.
- Schneewind, K.A. (1999). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer, 2. überarb. Auflage.
- Schneider, N.F., Tölke, A. & Nauck, B. (1995). Familie im gesellschaftlichen Umbruch – Nachholende oder divergierende Modernisierung? In: B. Nauck, N.F. Schneider & A. Tölke (Hrsg.), *Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch* (S. 1-25).
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In K. Lüscher, F. Schultheis & M. Wehrspaun (Hrsg.), *Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit* (S. 145-156). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Ulich, M. (1988). Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 20, (2), 146-166.
- Visher, E.B. & Visher, J. S. (1996). *Therapy with Stepfamilies*. New York: Brunner-Routledge. (Diese Veröffentlichung ist Bestandteil des im Text erwähnten Programm-Kits).

Videoprojekt: Familien auf der Suche nach Entlastung

Für den Fachtag „Familien stark in der Erziehung“ am 16. Juni 2003 wurde in Kooperation mit der Elternschule Langenhorn und der Agentur Frische Medien der Videofilm „Eltern auf der Suche nach Entlastung“ produziert.

Ziel des Filmprojektes war es, in Ergänzung zu den auf dem Fachtag vorgetragenen soziologischen Erkenntnissen zur Entwicklung der Familie auch Eltern selbst zu Wort kommen zu lassen. Es ist Frau Beck, der Leiterin der Elternschule Langenhorn, gelungen, sieben Mütter und einen Vater zu gewinnen, sich an dem Film zu beteiligen. Die Familien haben zwischen einem und vier Kindern und leben in sehr unterschiedlichen Lebenssituationen. Aus ihrer jeweiligen Sicht berichten sie darüber, wie sich ihr Tagesablauf mit Kindern gestaltet, mit welchen Anforderungen, Belastungen und Problemen sie in ihrem Alltag und bei der Erziehung ihrer Kinder konfrontiert werden und formulieren ihre persönlichen Wünsche nach Unterstützung an Staat und Gesellschaft, um ihr Leben mit Kindern einfacher zu gestalten.

In dem 12-minütigen Film konnte nur sehr ausschnitthaft aus dem Alltag der Familien berichtet werden. Es wurde jedoch deutlich, dass die Geburt eines Kindes ein derart einschneidendes Ereignis ist, auf das viele Eltern nicht hinreichend vorbereitet sind. Vor diesem Hintergrund wünschen sie sich mehr offene Treff- und Kontaktmöglichkeiten, um sich mit anderen Eltern austauschen zu können und auch, um aus ihrer Isolation mit dem Kind herauszukommen. Gefragt sind ebenfalls erziehungsbegleitende Beratungs- und Unterstützungsangebote sowie offene Anlaufstellen für Eltern mit vermeintlich schwierigeren Kindern. Ein weiterer Vorschlag war, die Position der Mütter oder Eltern durch eine eigene Lobby zu stärken. Alle befragten Eltern wünschen sich eine gegenüber Kindern und Familien tolerantere und verständnisvollere Gesellschaft.

Im Anschluss an die Präsentation des Films fand eine halbstündige Diskussion mit zwei Müttern aus dem Filmprojekt, der Leiterin der Elternschule Langenhorn sowie einer Vertreterin der Agentur Frische Medien statt.



Bilder aus dem Videoprojekt

Workshop 1

Entlastung von Familien im Alltag

Projekt „Wellcome“

Referentin: Rose Volz-Schmidt
Evangelische Familienbildungsstätte Niendorf

Projekt „Adebar“

Referentinnen: Anja Frost, Mirjam Hartmann

Moderation:

Brigitte Hullmann
Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung

wellcome

Praktische Hilfe für Familien nach der Geburt

Ein Angebot der Ev. Familien-Bildungsstätte Hamburg-Niendorf breitet sich aus

Das Wichtigste auf einen Blick

Die Idee: Hilfe von Anfang an: Familien, die sich für die erste Zeit nach der Geburt Unterstützung wünschen oder die besondere Belastungen haben (z.B. alleinerziehende Mütter, bei Mehrlingsgeburten) erhalten diese durch ehrenamtliche Mitarbeiterinnen. Für diese Hilfe wird eine Gebühr von 4,- /Std. berechnet, bei finanzieller Notlage ermäßigt. Wir helfen dort, wo Familie, Freunde oder professionelle Pflegedienste nicht zur Verfügung stehen. Ein Nachbarschaftsprojekt, das auf andere Stadtteile und Regionen übertragen werden soll.

Für ehrenamtliches Engagement: Die Tätigkeit in der Familie ist eine überschaubare und zufrieden stellende Aufgabe, die mit hoher Anerkennung verbunden ist. Fortbildungsangebote, Versicherungsschutz und Erstattung von Kosten sind selbstverständlich.

Wie wird geholfen? Die Einsätze in den Familien finden durchschnittlich zwei bis dreimal in der Woche während der ersten Monate nach der Geburt statt. Die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen unterstützen bei der:

- Betreuung des Neugeborenen
- Geschwisterbetreuung
- Erledigung kleiner Einkäufe und Arbeiten im Haushalt

Standorte: In Hamburg:

wellcome Niendorf (seit 4/2002), Tel. 040 - 58 95 02 70

wellcome Osdorf (seit 3/2003), Tel. 040 - 84 00 23 83

wellcome Blankenese (seit 3/2003), Tel. 040 - 86 05 48

In Schleswig-Holstein:

wellcome Norderstedt (seit 3/2002), Tel. 040 - 525 65 11

wellcome Neumünster/Bad Bramstedt (seit 2/2003),
Tel. 043 21 - 25 05 95

wellcome Rendsburg (seit 2/2003), Tel. 043 31 - 2 46 44

Ein Team besteht aus:

- einer Koordinatorin: Vermittlung der Kontakte zwischen den Familien und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen, Beratung
- 8-12 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen: praktische Hilfe und Unterstützung in den Familien
- einer Leitungskraft: Anbindung an eine Familien-Bildungsstätte bzw. Elternschule, Öffentlichkeitsarbeit, Finanzen

Kooperationspartner: Entbindungskliniken, Hebammen, Gynäkologen, Kinderärzte, Beratungsstellen und soziale Einrichtungen, Freiwilligen-Organisationen, Kirchengemeinden und die lokale Presse.

Unsere Ziele 2003:

- Aufbau von weiteren wellcome-Standorten in Hamburger Stadtteilen und in Schleswig-Holstein
- Schaffung einer soliden Finanzierungsgrundlage

Finanzen: Jahresetat für einen Standort/Team: ca. 7.000 Euro.
Einnahmen: Gebühren, öffentliche Zuschüsse und Spenden.
Die Multiplikation von wellcome wird von der Behörde für Soziales und Familie in Hamburg bzw. vom Sozialministerium in Schleswig-Holstein gefördert.

Schirmherrschaft:

- Birgit Schnieber-Jastram, Sozial- und Familiensensorin, Hamburg
- Heide Moser, Gesundheits- und Sozialministerin, Schleswig-Holstein

Patin: Annemarie Dose (Gründerin der Hamburger Tafel)

Auszeichnung: Im Dez. 2002 wurde wellcome Bundessieger bei dem Wettbewerb „startsocial“, einer Initiative der Wirtschaft unter der Schirmherrschaft des Bundeskanzlers, Laudatio Dr. Kluge, Deutschlandchef McKinsey.

Termine: Start von zwei neuen wellcome-Standorten:

- Bad Segeberg/Bad Oldesloe am 22. September 2003 in der Ev. Familien-Bildungsstätte Bad Segeberg
- Barmbek-Uhlenhorst (Hamburg) am 30. Oktober 2003 in der Kath. Frauen- und Familien-Bildungsstätte e.V.

Zentraler Kontakt: Rose Volz-Schmidt (Initiatorin)
Ev. Familien-Bildungsstätte Niendorf
Max-Zelck-Straße 1
22459 Hamburg
Tel. 58 95 02 -70
Kirsten Hagge (Projektkoordinatorin Hamburg)

E-Mail: info@wellcome-online.de

Internet: www.wellcome-online.de

Projekt „Adebar“

Referentinnen: Anja Frost, Mirjam Hartmann

Ein Storch im Stadtteil

Bericht aus der Praxis



Adebar

**Familiencafé, Hebammenhilfe, Flexible familiäre Krisenhilfe,
Stadtteilentwicklung in St. Pauli Süd**

Einleitung

Hamburg weit wurden im Jahr 2001 zehn Projekte zur Förderung der Kinder- und Jugendhilfe im Stadtteil, ehemals „Schnittstellenprojekte“, als zweijährige Modellprojekte implementiert.

Durch verschiedenste Angebote sollen Familien in ihrem Alltag unterstützt werden, ihre Erziehungskompetenz gestärkt und Selbsthilfepotenziale aktiviert werden. Weiter sollen die „Schnittstellen“ zwischen verschiedenen Trägern von Kinder- und Jugendarbeit, Erziehungshilfen, Jugendämtern, Schulen, Kindertagesheime, Vereine und anderen lokalen Akteuren bearbeitet werden.

Durch Vernetzung und neue Kooperationsformen sollen die vorhandenen Ressourcen effektiver nutzbar gemacht werden. Ein weiteres Ziel ist, durch die frühzeitige Stärkung der Familien mittelfristig Maßnahmen aus dem Bereich der Hilfen zur Erziehung zu vermeiden.

Bezugspunkt ist der jeweilige Sozialraum, dabei sollte keine zusätzliche neue Einrichtung geschaffen werden, sondern das Vorhandene neu verknüpft und ergänzt werden.

ADEBAR ist im Gebiet St. Pauli Süd und in Teilen von Altona Altstadt tätig. Die Trägerschaft liegt bei der Gemeinwesenarbeit St. Pauli Süd (GWA). Projektpartner sind Kreisel e.V.

(bis 31.12.02 die inzwischen aufgelöste Kinderarztpraxis Dr. Jahn), das Kinderhaus am Pinnaasberg, der LEB Hamburg, die Kinder- und Jugendtagesstätte des Nachbarschaftsheim St. Pauli, sowie die zuständigen Sozialen Dienste der Jugendämter in Hamburg-Altona und Hamburg-Mitte.

„ADEBAR“ ist eine altdeutsche Bezeichnung für „Glücksbringer“ und Storch.

Projektbeginn war am 1.10.01.

Als Projekt unter der Federführung eines Trägers von Gemeinwesenarbeit geht die Blickrichtung auf Strukturen und Räume, ohne die Bedarfe unserer AdressatInnen nach speziellen Angeboten und Einzelfälle aus den Augen zu verlieren. Ziel ist entsprechend, eine Verbindung zu schaffen zwischen nachhaltiger Stadtteilentwicklung, die sich am Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit orientiert, konkreten zielgruppenspezifischen Angeboten und Einzelfallhilfe bei familiären Krisen.

Unsere Zielgruppe sind Schwangere und Familien, insbesondere mit Kindern von 0–6 Jahren.

Im Arbeitsbereich Stadtteilentwicklung und Vernetzung geht es um Verbesserungen der Lebenssituation von Familien im Stadtteil und um eine Stärkung der nachbarschaftlichen Bezüge und der sozialen Infrastruktur im Sozialraum, von daher ist hier die Zielgruppe erweitert.

1. Sozialraum

Die Sozialdaten für St. Pauli Süd und die angrenzenden Gebiete sind sehr ungünstig.

Sehr viele Familien leben von Transfereinkommen, besonders die Kinder- und Jugendarmut ist extrem hoch. Der Anteil von Kindern, die in Einelternfamilien aufwachsen liegt bei ca. 40 %. Viele Mütter bekommen (sehr) jung ihr erstes Kind. Auch der Anteil von MigrantInnen und binationalen Familien ist sehr hoch. Damit ergibt sich eine große Zahl von Familien, die bei der Bewältigung ihres Alltags starken Belastungen ausgesetzt sind, bzw. die sich besonderen Herausforderungen in Erziehung und Integration stellen müssen.

Gleichzeitig findet u.a. durch frei finanzierte Modernisierung und extreme Mieterhöhungen ehemaliger Sozialwohnungen bzw. durch Entmietung eine Verdrängung statt. Familiengerechter Wohnraum wird knapp, Nachbarschaft verändert sich. Viele Familien, die es sich leisten können, verlassen vor Einschulung ihrer Kinder den Stadtteil.

Es besteht ein Mangel an Grünflächen, hinzu kommen die Auswirkungen der nahen Vergnügungsbetriebe. Öffentlicher Freiraum für Familien / Kinder ist knapp. Viele Familien leben sehr isoliert.

St. Pauli Süd hat die Besonderheit, dass die Bezirksgrenze von Hamburg-Mitte und Hamburg-Altona mitten durch den Stadtteil führt. Es ist schwierig, genaue Sozialdaten zu erheben, da die verschiedenen Planungsräume nicht identisch sind mit dem Sozialraum.

Die Lage an der „Schnittstelle“ der Bezirke erfordert besondere Kooperationsformen und bringt spezifische Schwierigkeiten bei der Weiterentwicklung und Etablierung des Projektes mit sich.

St. Pauli Süd hat sowohl im Teil, der zum Bezirk Hamburg-Mitte gehört, als auch im Altonaer Teil die jeweils höchsten Fallzahlen im Bereich der Hilfen zur Erziehung. Der Stadtteil wurde von den beiden zuständigen Jugendhilfeausschüssen als Projektgebiet vorgeschlagen.

2. Projektziele

Die oft entstehenden Multiproblemlagen erfordern flexible Konzepte von Angeboten der Unterstützung, Förderung, Aktivierung und Befähigung. ADEBAR hat für die Modellprojektphase von zwei Jahren die folgenden Ziele formuliert. Dass die Ziele möglicherweise gemessen an unseren Ressourcen und überhaupt recht ambitioniert sind, ändert für uns nichts an ihrer Richtigkeit. Zur Umsetzung, zu Erfahrungen und Schwierigkeiten siehe die folgenden Abschnitte.

ADEBAR strebt durch die Tätigkeit des Projektes folgende Ziele an:

1. Förderung der Alltagsbewältigungs- und Erziehungskompetenzen in Familien durch:

- Schaffung, Aneignung und Etablierung von informellen Treffpunkten
- Niedrigschwellige Möglichkeiten zu Kontakt, Austausch, Beratung und Familienbildung
- Förderung von Selbsthilfe
- Anregung zu aktiver Freizeit
- Früherkennung und Frühförderung bei Verhaltensauffälligkeiten und Entwicklungsverzögerungen von Kindern
- Aktivierung durch Mitbestimmung und verantwortliche Einbindung der NutzerInnen
- Blickrichtung auf Kompetenzen und Talente

2. Stabilisierung durch ein Entgegenwirken der Viertelflucht von sozial stärkeren Familien. Entwicklung von Angeboten, die auch diese Zielgruppe ansprechen und deren Identifikation mit dem Stadtteil stärken.

3. Etablierung einer besseren Versorgung mit Hebammenhilfe

4. Etablierung von Angeboten, die eine nachhaltige Verbesserung der sozialen Bedingungen und der Lebensqualität von Familien im Stadtteil bewirken

5. Im Bereich der Vernetzung dazu beitragen:

- Die Kooperationsbereitschaft und Kompetenz der Träger zu erhöhen
- Koordinierte Angebotsplanung
- Wechselseitige Mitnutzung vorhandener Ressourcen
- Abbau von Doppelstrukturen
- Effektivierung der Arbeitstreffen in Bezug auf Ergebnisorientierung und Ergebnis-sicherung
- Bereichs- und professionsübergreifende Vernetzung
- Entwicklung von lokalen Partnerschaften

6. Schaffung der Möglichkeit im Vorfeld von Hilfe zur Erziehung auf familiäre Krisen adäquat reagieren zu können. Damit verbunden möglichst Vermeidung von Hilfen zur Erziehung

7. Etablierung von Angeboten, die geeignet sind, nach ihrer Erprobung überholte Handlungsansätze abzulösen oder die existierenden zu verbessern

3. Umsetzung der Ziele in Arbeitsbereiche und konkrete Angebote

In den Räumen des KÖLIBRI (Veranstaltungsräume der GWA am Hein-Köllisch-Platz) ist ein **Familiencafe** integriert mit verschiedenen Angeboten für Treffpunkt, Kontakt, Austausch, Information, Beratung und Selbstorganisation. Teilweise werden parallel Sing- und Spielkreise, Kinderprogramm und/oder Gesundheitsangebote gemacht. Ergänzend gibt es Angebote zur Elternbildung und Information. Wir bieten 13 Stunden Öffnungszeit die Woche an vier Terminen an, davon 4 Stunden am Wochenende. Zusätzlich findet eine weitere Öffnungszeit mit Frühstückstreff in Kooperation mit dem Bauspielplatz Hexenberg statt.

Mit einer Anbindung an das Cafe wird als zweiter Arbeitsbereich **Hebammenhilfe und -beratung** angeboten, bekannt gemacht und koordiniert. Im Stadtteil tätige Hebammen werden vernetzt. Hierzu zählen auch niedrigschwellig organisierte Angebote wie Geburtsvorbereitung, Rückbildungsgymnastik, Babymassage oder Yoga. Ergänzend wird Hebammenbetreuung in besonders schwierigen Lebenslagen angeboten und erforderliche Hilfe über die Krankenkassenleistung hinaus ermöglicht.

In Kooperation mit dem Verband Alleinerziehender Mütter und Väter findet eine Gruppe und Beratung für „Allein-Schwangere“ statt. Die Kollegin entwickelt für St. Pauli ein Familienhebammenkonzept und unterstützt die Etablierung vergleichbarer Angebote auch in anderen Stadtteilen.

Mit dem dritten Arbeitsbereich steht dem Stadtteil eine Stelle für **Flexible Familiäre Krisenhilfe** zur Verfügung. Bei akuten familiären Krisen wird eine zeitnahe, intensive Intervention, Begleitung und ggf. Überleitung in Regelangebote im Vorfeld von Hilfe zur Erziehung angeboten. Die Familien bekommen Unterstützung in der Bewältigung der akuten Krise und sollen befähigt werden, künftige Schwierigkeiten besser zu bewältigen, bzw. an Regelangebote sozialer Infrastruktur angebunden werden. Benötigte Hilfen werden koordiniert.

Des Weiteren wurde eine Stelle für **Stadtteilentwicklung** eingerichtet, die sich neben der Geschäftsführung und Projektorganisation um die verschiedenen Möglichkeiten der Vernetzung und Kooperation kümmert. Sie initiiert Maßnahmen und Projekte, die geeignet sind die o.g. Ziele zu erreichen. Aktuelle Projekte sind u.a. die Etablierung eines betreuten Spielplatzes, Spielplatzgestaltung, Besondere Förderung im Kindergarten durch ein ergotherapeutisches Gruppenangebot und Konzepte für Schulprojekte zum Thema „Elternführerschein“. Abgeschlossene Projekte sind u. a. die Konzepterstellung und Durchführung eines Qualifizierungsangebotes für Sozialberatung und Selbsthilfe und Elterngespräche / Runde Tische zum Thema „Traumhafte Grundschule“.

Daneben vertritt diese Stelle das Projekt nach außen und nimmt an der aktuellen Fachdiskussion teil.

Wir realisieren die obigen Angebote mit vier Teilzeitstellen (dreimal 20 Stunden, einmal 30 Stunden) und Honorarkräften.

4. Allgemeine Erfahrungen, Erfolge, Knackpunkte

Im folgenden Kapitel möchte ich ausgewählte Themen aus unserer Erfahrung aufgreifen und darstellen.

Die Zielgruppe Schwangere und Familien mit kleinen Kindern hatte vor Projektbeginn kaum Angebote im Stadtteil und kann von uns sehr gut erreicht werden. Unterstützt durch bereits vorhandene Kontakte von Mitarbeiterinnen und durch eine intensive Öffentlichkeits- und Netzwerkarbeit ist es gelungen, ADEBAR in sehr kurzer Zeit bekannt zu machen und viele AdressatInnen zu erreichen.

Die einzelnen Angebote entwickeln sich prozesshaft. Wir sehen einen Bedarf bzw. werden auf einen Bedarf hingewiesen. Im Austausch mit KollegInnen, NutzerInnen, Multiplikatorinnen etc. werden Ideen für Angebote entwickelt und umgesetzt. In der Praxis werden die Angebote immer wieder überprüft, ggf. verändert und neuen Bedarfen angepasst. Dieses Vorgehen wird dadurch unterstützt, dass bei unserer Zuwendung alle Haushaltstitel untereinander deckungsgleich sind. Damit wird eine finanzielle Flexibilität und Chancen für Weiterentwicklung ermöglicht, die wir nicht nur bei Modellprojekten für unbedingt notwendig erachten.

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit von SozialpädagogInnen, Hebamme und Kinderarztpraxis beinhaltet viele Chancen. Es entstehen neue Kontakt- und Zugangsmöglichkeiten zu Familien, besonders auch jenseits der Defizitorientierung Sozialer Arbeit. Berufsroutinen werden hinterfragt. In der Ergänzung von fachlichen Herangehensweisen und Schwerpunkten entsteht ein qualifiziertes Angebot, das „Hilfen aus einer Hand „ anbietet und Familien zu einem frühen Zeitpunkt nachhaltig stärken kann.

Weitere Synergieeffekte entstehen durch das Einbringen und neu Verknüpfen von bereits vorher vorhandenen Ressourcen und fachlichem Know-how der einzelnen Projekt- und KooperationspartnerInnen. Wobei anzumerken ist, dass dies in unterschiedlicher Intensität und Verbindlichkeit geschieht. Die hierfür notwendigen Strukturen müssen weiter aufgebaut werden.

Festzustellen ist, dass Kooperation auch einen Zeitaufwand beinhaltet, der nicht unterschätzt werden sollte. Oftmals bereits überlastete KollegInnen müssen erst zusätzliche Zeit investieren, um dann mittelfristig möglicherweise Entlastung zu bekommen. Kontakte müssen aufgebaut werden, man muss voneinander wissen, die jeweiligen Angebote und Arbeitsweisen bekannt machen. Vertrauen braucht gemeinsame Erfahrungen, um sich zu entwickeln. Und selbst wenn das alles gegeben ist, ist Zeit nötig für gute Überleitungen, Fallbesprechungen und Koordination / Steuerung und Weiterentwicklung. Nach unseren Erfahrungen ist Kooperation unabdingbar für ein qualitativ gutes und bedarfsgerechtes Angebot, sie eignet sich aber weniger zur Einsparung von Ressourcen in größerem Umfang.

Bei der Konzeptentwicklung von ADEBAR wurden die vier sich sinnvoll ergänzenden Arbeitsbereiche mit ambitionierten Zielen in einen feststehenden, sehr engen Kostenrahmen eingepasst. Damit stand für jeden Arbeitsbereich nur jeweils eine Teilzeitstelle zur Verfügung. Unsere erfolgreiche Arbeit setzt ein Team voraus, das kompetent, sehr engagiert, strukturiert und belastbar ist. Jede Kollegin arbeitet in Ihrem Arbeitsbereiche mehr oder weniger alleine, schon ganz alltägliche Urlaubs- und Krankheitsvertretung ist kaum zu organisieren. Eigentlich sind mehr Ressourcen für Austausch, Zusammenarbeit, Konzept- und Teamentwicklung sowie wechselseitiger Vertretung unbedingt erforderlich.

Anspruch und Arbeitsweise von ADEBAR sind niedrigschwellig. Jedoch werden durch die oben benannte Ressourcenknappheit neue künstliche Schwellen geschaffen, z. B. weil aus Zeitmangel die Kontakte zu möglichen KooperationspartnerInnen / MultiplikatorInnen nicht so gut gepflegt werden können, wenig aufsuchende Arbeit stattfinden kann etc.

Als Modellprojekt, das auf zwei Jahre befristet war und ca. fünf Monate später gestartet ist, als die mitinitiierten Projekte, sind wir ganz schnell unter Handlungsdruck gekommen. Verstärkt wurde dieser Druck dadurch, dass wir zügig viele Angebote initiiert haben, die sehr gut angenommen wurden. Dazu kam die große fachliche Aufmerksamkeit, die fast von Anfang an auf „die Schnittstellenprojekte“ gerichtet war. Zeitlich war es uns nicht möglich vor dem Start der Angebote, eine gute Basis für das Projekt zu schaffen, was räumliche Ausstattung, Konzeptarbeit und Teamentwicklung betrifft. Dies stellte im Alltag eine zusätzliche Belastung dar. Wir raten neuen Projekten, sich unbedingt zu Projektbeginn die nötige Ruhe für die Schaffung von Grundlagen zu nehmen.

Mit dem Hintergrund unserer Erfahrungen stellen wir fest, dass zwei Jahre zur Erprobung / Etablierung eines Modellprojektes, das sowohl den Aufbau neuer Kooperations- und Angebotsstrukturen als auch einen bisher wenig angesprochenen AdressatInnenkreis beinhaltet, viel zu kurz sind.

Eine immer wieder neu diskutierte Frage ist, wie wir unsere Zielgruppe definieren und ob wir sie erreichen. Wir wollen nicht ausschließlich defizitorientiert sondern integrativ arbeiten. Unser Angebot soll die Lebensqualität von Familien im Stadtteil steigern, Identifikation fördern und damit auch der Viertelflucht derer, die es sich leisten können etwas entgegen setzen. Von daher sind alle Familien im Stadtteil mit kleinen Kindern unsere Zielgruppe, die wir auch im Großen und Ganzen gut erreichen. Zusätzliche Anstrengungen sind nötig, um mehr MigrantInnen ins Cafe zu locken.

5. Erfahrungen in den einzelnen Arbeitsbereichen

- **Familiencafe**

Das Familiencafe wird sehr gut angenommen. Besonders an den Vormittagsterminen übertreffen die BesucherInnenzahlen mit oft weit mehr als zwanzig Müttern / Vätern und entsprechend vielen Kindern unsere anfänglichen Erwartungen. Das Cafe findet in einem halböffentlichen Raum (Stadtteilzentrum) statt, das heißt, es wurde kein neuer Spezialort geschaffen. Als Konsequenz aus dem oft sehr kleinen Aktionsradius unserer Zielgruppe bieten wir eine zusätzliche Öffnungszeit an einem zweiten Ort an.

Basis des Cafes sind eine offene, freundliche Atmosphäre und Akzeptanz. Es wird ein Begegnungsraum zur Verfügung gestellt, in Verbindung mit einer Grundversorgung von Essen, Getränken und ausreichend Platz und Material zum Spielen. Es gibt einen großen Tisch, aber auch Möglichkeiten zum Gespräch im kleinen Kreis. Neue BesucherInnen werden in Empfang genommen und behutsam integriert. Bei Bedarf wird Beratung von der Sozialpädagogin oder der Hebamme angeboten, flexibel, ohne notwendige Terminvereinbarung. Themennachmittage mit Kinderbetreuung und Spielkreise, die die Interaktion von Eltern und Kind und die Kindesentwicklung fördern sind niedrigschwellig in die Cafezeiten integriert.

Die oben beschriebene Atmosphäre ermöglicht eine große Offenheit. Viele Fragen und Probleme, auch mit sehr persönlichem Inhalt werden „so nebenbei“ mit Kaffeetasche in der Hand und Kind auf dem Schoß in zufälliger Runde besprochen. Die Pädagogin ist teilweise an den

Gesprächen beteiligt. Mütter / Väter erleben sich kompetent und angenommen, in dem sie von ihren Erfahrungen und Problemlösungen berichten können, Versagens- und Schuldgefühle relativieren sich. Überforderung wird weniger lähmend. Im Gespräch, oder auch in der Beobachtung der Anderen lassen sich Möglichkeiten der Selbsthilfe und Selbstorganisation bzw. der wechselseitigen Unterstützung erschließen. Unabhängig von Problemen, ist es im Cafe einfach nett, anregend und „es tut gut“.

Die BesucherInnen kommen aus sehr unterschiedlichen Lebenssituationen und sind sehr verschieden im Bezug auf Alter, (Aus-)Bildung, etc.. Das Cafe hat eine hohe Integrationskraft.

Um die oben beschriebene Atmosphäre zu schaffen und aufrecht zu erhalten, benötigt das Cafe „eine gute Seele“ (oder zwei), mit einem großen Maß an Verlässlichkeit und hoher fachlicher Kompetenz. Trotz der großen Offenheit besteht eine große Abhängigkeit von der Sozialpädagogin, die für das Cafe verantwortlich ist. Nach unseren Erfahrungen ist ein solcher Raum nicht „ehrenamtlich“ oder nur durch Honorarkräfte zu schaffen oder zu erhalten. Insbesondere nicht von einer Zielgruppe, die aktuell Entlastung benötigt. Eine gute Basis an qualifizierter sozialer Dienstleistung ist notwendig, um Stärkung, Befähigung, Aktivierung und / oder Selbstorganisation zu erreichen. Von daher ist nach unserem Erachten eine nachhaltige Wirkung unserer Arbeit erreicht, wenn Eltern gestärkt sind und / oder Kontakte knüpfen, die im Alltag tragen. Dass das Cafe irgendwann ehrenamtlich von Eltern geführt wird, kann entsprechend nicht unser Ziel sein.

- **Hebammenhilfe**

Aus der zum Zeitpunkt der Antragstellung geplanten Anbindung einer Hebamme an das Familiencafe hat sich im Laufe des Projektzeitraumes ein eigenständiger Arbeitsbereich entwickelt, der immer deutlicher das Profil eines Familienhebammenprojektes annimmt. Auch an anderen Orten in Hamburg laufen ähnliche Entwicklungen. Es ist ein Netzwerk entstanden, in dem die ADEBAR-Hebamme verantwortlich mitarbeitet. Es verbreitet sich ein neues Arbeitsfeld und auch Berufsbild, für das Standards entwickelt und durchgesetzt werden müssen. Dies betrifft Fragen der Arbeitsweise und der fachlichen Qualität, der Mindestausstattung, der Aus- und Weiterbildung, eine angemessene Bezahlung, die Anbindung an Träger / Fachbehörden etc.

Unsere Erfahrungen belegen die Sinnhaftigkeit der Verknüpfung von Hebammenhilfe mit sozialraumorientierten Jugendhilfeleistungen. Sie ist ein Baustein zur angestrebten Entsülung von Sozial- und Gesundheitsleistungen. Ein Beispiel ist die von der Hebamme in Zusammenarbeit mit dem Kinderarzt bis Ende 2002 durchgeführte Babysprechstunde. Sie leistete einen wichtigen Beitrag zur frühzeitigen Stärkung der Familien und ermöglichte oft die Überleitung von Familien zum Familiencafe und den dortigen Möglichkeiten der Unterstützung und Selbstorganisation. Durch die Babysprechstunde konnten besonders belastete Mütter in Kontakt zur Hebamme kommen und von ihr begleitet werden.

- **Krisenhilfe**

Die flexible familiäre Krisenhilfe wurde von Anfang an gut angenommen. Seit 1.10.01 haben wir ca. 25 Familien in akuten Krisen begleitet. Bei vielen standen existenzielle Probleme im Vordergrund, wie Ärger mit dem Sozialamt, Schulden, angedrohte Zwangsräumung der Wohnung bzw. Wohnungssuche, Tod des Partners, Wohnungsbrand. etc. Weitere bearbeitete Themen sind Erziehungs- und Partnerschaftskonflikte und häusliche Gewalt.

Bei den ersten Fällen wurde der Erstkontakt über den Kinderarzt oder durch KollegInnen von ProjektpartnerInnen hergestellt. Später wurde die Kollegin auch direkt von den Familien angesprochen. Das Konzept zeichnet sich durch einen niedrigschwelligen Zugang aus, wir sind keine Behörde, ein Hilfeplanverfahren oder eine Antragstellung auf Leistung muss nicht erfolgen. So kann die Hilfe zeitnah, flexibel und bedarfsgerecht erfolgen. Sie erfolgt sowohl in Form von Beratung und Anleitung zur Selbsthilfe, als auch in Form von Begleitung und aufsuchender Arbeit.

In Fällen, bei denen der Erstkontakt über den Allgemeinen Sozialen Dienst des Jugendamtes (ASD) hergestellt wird, oder wenn wir eine Einbeziehung des ASD zum Wohle der Kinder für erforderlich erachten, arbeiten wir einzelfallverbindlich mit dem ASD zusammen. Grundprinzip ist, dass unser Angebot von den Familien freiwillig in Anspruch genommen wird. Damit sind die Familien die Auftraggeber. Die Krisenhelferin macht ihre Arbeit transparent und bespricht alle Schritte mit den Betroffenen. Wir erstellen keine regelhaften Berichte und nehmen keine Kontrollfunktion wahr.

Gemeinsam mit den anderen Schnittstellenprojekten ist unser Projekt mit dem Teilziel initiiert worden durch das Angebot Hilfen zur Erziehung zu vermeiden. Einen Nachweis hierfür zu erbringen gestaltet sich schwierig. Bundesweit gibt es kein geeignetes Verfahren, keine anerkannten Indikatoren, kein Wirksamkeitsschema etc. Wir können allerdings feststellen, dass wir insbesondere im Bereich der familiären Krisenhilfe mit einer Zielgruppe arbeiten, die noch vor wenigen Jahren regelhaft Hilfen zur Erziehung bewilligt bekommen hätte. Des Weiteren sind alle bearbeiteten Fälle exakt dokumentiert. Jeder Einzelfall könnte anonymisiert aufbereitet werden und einer Expertenrunde zur Prüfung vorgelegt werden. Diese Runde könnte die Wahrscheinlichkeit eines Fallverlaufs hin zu Hilfen zur Erziehung prognostizieren, falls unser Angebot nicht eingesetzt hätte.

Nach unseren Erfahrungen wird in den letzten Jahren auf Grund von steigenden Bedarfen bei gleichzeitigem massiven Spardruck die Schwelle für die Bewilligung von Hilfen zur Erziehung immer höher gesetzt. Nicht alles, was damit in den Bereich der Vorfeldhilfen verschoben wird, ist durch ein Projekt wie unseres abzarbeiten. Es besteht aus unserer Sicht die Gefahr einer Aushöhlung von Qualitätsstandards in der Einzelfallhilfe und des Rechtsanspruches auf Erziehungshilfeleistungen.

Weitere den Erfolg des Konzepts von Flexibler Familiärer Krisenhilfe behindernde externe Faktoren sind Kürzungen und sonstige Veränderungen im Regelangebot kooperierender Träger. Beispiele sind die Auswirkungen des Kitagutscheinsystems und der teilweise Wegfall von Sozialberatung etc. Damit werden wichtige Kooperationsmöglichkeiten und mögliche Orte der Anbindung und Förderung unserer AdressatInnen in ihrem Alltag deutlich begrenzt.

Die Einschränkung unserer Zielgruppe auf Familien mit Kindern bis 6 Jahren und Schwangere hält die Zahl der Fälle in bewältigbaren Grenzen, fachlich erscheint eine Aufhebung der Altersgrenze auf Kinder im Grundschulalter (bei entsprechender Personalaufstockung) sinnvoll.

- **Stadtteilentwicklung/Vernetzung**

Der Arbeitsbereich Stadtteilentwicklung / Vernetzung ist verbunden mit der Projektleitung und Koordination. Damit hat sich für diese Stelle ein Schwerpunkt auf das Entwickeln von Kooperationsprojekten im Stadtteil ergeben. Außerdem ist die Verantwortlichkeit für die Öff-

fentlichkeitsarbeit von Adebar sowie das Einbringen in die wissenschaftliche Begleitung und in die aktuelle Fachdiskussion hier angesiedelt.

Wichtige Aufgabe ist das Erfahren / Erfragen von Stimmungen / Bedarfen und das Zusammenführen der von einem Thema Betroffenen, z.B. beim Thema „Traumhafte Grundschule“ unsichere und / oder kritische Eltern von Vorschulkindern und VertreterInnen der Stadtteilschule.

Bei der Entwicklung von Kooperationsprojekten hat es sich gezeigt, dass es förderlich ist, dass eine Person da ist, die mit Kenntnis der bereits an einzelnen Stellen vorhandenen Ressourcen Angebote verantwortlich initiiert und auch begleitet. Sehr hilfreich ist hierbei das Vorhandensein und die flexible Verwendungsmöglichkeit von Honorar- und Sachmittel. Voraussetzung ist die Orientierung auf die Ressourcen im Stadtteil, weit über die Begrenztheit des eigenen Trägers hinaus.

Die in der Konzeption in Verbindung mit dieser Stelle angedachten Steuerungs- und Koordinierungsaufgaben in Bezug auf eine gemeinsame Organisationsentwicklung im Sozialraum ist nur bedingt umzusetzen, wenn von den anderen Einrichtungen hierfür gar kein Auftrag erteilt wurde / wird.

Die Zukunftsvision ist ein Selbstverständnis der sozial Tätigen als „Angestellte des Stadtteils“.

6. Ausblick

ADEBAR ist als Modellprojekt noch bis Ende des Jahres 2003 dem Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung unterstellt. Ab 2004 sollen „die Schnittstellenprojekte“ und damit auch wir in die Zuständigkeit der beteiligten bezirklichen Jugendämter wechseln. Inwieweit wir dann eine Regelfinanzierung erhalten ist noch unklar, durch eine vorgesehene, entsprechende Rahmenezuweisung jedoch möglich.

Wir halten die Verbindung der vier Arbeitsbereiche von ADEBAR für sinnvoll und möchten zumindest mit dem derzeitigen Status Quo weiterarbeiten und das Projekt weiterentwickeln. Die positiven Rückmeldungen unserer AdressatInnen und aus Fachkreisen bestärken uns. Eine Ausweitung der Tätigkeiten, bei entsprechendem Zugewinn an Ressourcen ist erstrebenswert. Wir sind von unserem Konzept überzeugt. Entsprechend werden wir uns in die Fachdiskussionen einbringen und dazu beitragen, dass auch an anderen Orten ähnliche Projekte entstehen.

ADEBAR

Anja Frost, Mirjam Hartmann

Lange Straße 9
22767 Hamburg

Tel.: 040 / 317 98 166, e-mail: adebar.st.pauli@gmx.de

Fax: 040 / 31798167

Aus der Diskussion:

Workshop 1: Entlastung von Familien im Alltag

Beide Projekte werden zunehmend von Familien oder Müttern nachgefragt.

„Adebar“ verfügt, nach anfänglicher Skepsis der niedergelassenen Hebammen, inzwischen über gute Kontakte und Kooperationsbeziehungen zur dieser und anderen Berufsgruppen.

Hilfen von „Adebar“ sind geeignet für Familien mit Kindern im Alter von 0–6 Jahren, insbesondere für Alleinerziehende aus dem Quartier.

Organisatorische Schwierigkeiten entstehen teilweise dadurch, dass das Projekt im Grenzbereich zweier Bezirke liegt und es zu bezirklichen Interessenkollisionen kommt.

Auf „Wellcome“ reagieren die Hebammen noch eher zurückhaltend. Einrichtungen der Elternbildung zeigen jedoch interessante ähnliche Angebote zu initiieren.

„Wellcome“ ist gut geeignet für Familien mit einer gewissen Grundstabilität. Es kann nicht als Ersatz für ambulante Pflegedienste oder bei psychischen Problemen der Mutter eingesetzt werden.

Anhand der Projektbeispiele wurden die Möglichkeiten der Förderung ehrenamtlicher Tätigkeit zur niedrigschwelligen Unterstützung von Familien diskutiert. Berichtet wurde, dass ausreichend Interessenten für Ehrenamtlichkeit zur Verfügung stünden.

Die ehrenamtlichen Helfer müssen allerdings sorgfältig ausgewählt und auf ihre Eignung überprüft werden. Menschen z. B. mit eigener Bedürftigkeit und Wünschen nach versorgt werden, sind für die Aufgabe nicht geeignet.

Die bisherigen Erfahrungen in den Projekten weisen auf eine weitere wesentliche Bedingung für das Gelingen von alltäglicher Unterstützung hin: die Maßnahmen müssen gut in den jeweiligen Stadtteil eingebettet und mit anderen Hilfen verknüpft sein.

Maria Gerhard

Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung

Workshop 2

Stärkung der Erziehungskompetenz. Kurse für Eltern – was können sie leisten?

Projekt „Starke Eltern – starke Kinder“

Referentin: Verena Zühlsdorf
Kinderschutzzentrum Hamburg

Projekt „Triple P“

Referentin: Imke Dreessen
Evangelische Familienbildungsstätte Blankenese

Grundlage für die Präsentation der Projekte durch die Referentinnen waren die im Folgenden dokumentierten Manuskripte von Frau Honkanen-Schoberth (Starke Eltern – starke Kinder) und von Herrn Prof. Hahlweg/ Frau von Wulfen (Triple P).

Moderation:

Maria Gerhard
Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung



Starke Eltern – Starke Kinder©

Im Rahmen der Kampagne **Mehr Respekt vor Kindern** erhielt der Deutsche Kinderschutzbund Fördermittel vom Bundesfamilienministerium zur Verbreitung seines Elternkurses **Starke Eltern – Starke Kinder©**. Diese ermöglichten in den Jahren 2000 bis 2002 die Ausbildung von Multiplikatorentrainer/innen und Kursleiter/innen und damit eine bundesweite Ausweitung dieses Angebotes auf alle Landesverbände des DKSB.

Der Deutsche Kinderschutzbund, Landesverband Hamburg e.V., startete 2002 mit der Ausbildung von Kursleiter/innen für das Elterntrainingsprogramm **Starke Eltern – Starke Kinder©** und hat sich damit dem bundesweiten Projekt angeschlossen. Auf der Bundesebene wurden insgesamt 64 Multiplikatorentrainer/innen von Frau Paula Honkanen-Schobert ausgebildet, die Mitglieder oder Mitarbeiter/innen des Kinderschutzbundes sind. Seit Beginn des Pilotprojektes **Starke Eltern – Starke Kinder©** 1999 wurden von diesen Trainer/innen ca. 1.193 Kursleiter/innen geschult. An deren Kursen nahmen bisher 4.235 Eltern (Stand November 2002) teil. Die Zielgruppe Eltern konnte somit durch das Drei-Ebenen-Modell (Ausbilder/innen – Multiplikatorentrainer/innen – Kursleiter/innen) innerhalb kurzer Zeit umfangreich von dem Projekt profitieren.

Elternkurse: „Starke Eltern – Starke Kinder“

Wege zur gewaltfreien Erziehung in der Familie

Einleitung

Das Recht der Kinder auf gewaltfreie Erziehung wurde mit der Verabschiedung des Gesetzes zur „Ächtung der Gewalt in der Erziehung“, § 1631 BGB, Gesetzeswirklichkeit. Kinder und Jugendliche erleiden Gewalt in der Erziehung, weil Eltern – besonders in schwierigen Lebenssituationen – sich überfordert und hilflos fühlen und keine Alternativen zu körperlichen oder seelisch verletzenden Strafen kennen oder in ihren Ohnmachtssituationen nicht zur Hand haben. Damit die Eltern durch das neue Gesetz nicht noch mehr verunsichert werden, und damit es Bewusstsein bildende und Verhalten verändernde Bedeutung im Familienalltag gewinnen kann, dazu sind vielfältige begleitender Maßnahmen notwendig. Einer dieser, auch durch das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend unterstützten konkreten Angebote, sind die Elternkurse: „Starke Eltern -Starke Kinder“ des Deutschen Kinderschutzbundes.

Ziele, Inhalte und Anwendung

Die Grundideen des Elternkurses stammen aus der Arbeit des Finnischen Kinderschutzbundes in den 80er Jahren. Die jetzige Kurskonzeption wurde auf dieser Grundlage aufgebaut, weiterentwickelt und vorerst im Aachener Kinderschutzbund in zahlreichen Elternkursen mit Erfolg erprobt und evaluiert.

Ziel des Elternkurses ist es zum einen die psychische und physische Gewalt in der Familie durch Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern zu verhindern oder zumindest zu reduzieren und zum anderen die Rechte und Bedürfnisse der Kinder durch das Aufzeigen der Mitsprache-, Mitbestimmungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Kinder in dem ge-meinsamen Familiensystem – auch im Sinne der UN-Kinderrechtskonvention- zu stärken. Um dieses zu erreichen soll das Selbstvertrauen der Eltern als Erzieher gefestigt und die Kommunikation in der Familie verbessert werden. Hierbei ist der Blick auf die vorhandenen Ressourcen sowohl der Eltern als auch auf die der Kinder gerichtet, nicht auf die Defizite.

Die einzelnen inhaltlichen Schwerpunkte des Kurses werden von diesen beiden Zielkomponenten abgeleitet und an dem Leitbild des Erziehungsstils „anleitende Erziehung“ weiterentwickelt.

Der anleitende Erziehungsstil ist weder „autoritär“ noch „antiautoritär“. Eltern sollen erfahren, wie sie ihre Erziehungsfunktion und Verantwortung gemeinsam übernehmen können und wie sie ihre positive elterliche Autorität durchaus ausüben dürfen ohne auf körperliche Bestrafungen, auf seelische Verletzungen oder auf sonstige entwürdigende Erziehungsmaßnahmen zurückgreifen zu müssen.

Die Auseinandersetzung mit den eigenen Wertvorstellungen, mit den Erziehungszielen, mit den mehrgenerationalen Prämissen und Glaubenssätzen, die das Erziehungsverhalten prägen und leiten, sind u.a. Inhalte des Kurses.

Auch das Setzen und Begründen von Grenzen sowie das Achten auf deren Einhaltung spielt eine wichtige Rolle in den Kursabenden.

Einen weiteren inhaltlichen Schwerpunkt bilden die, die Entwicklung der Kinder prägenden beziehungs- und erziehungsrelevanten Litorientierungen, wie Fürsorglichkeit, Annahme, Aner-

kennung, Ermutigung, Vertrauen, gemeinsames Tun und Freude, die in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen behandelt werden.

Die Ressourcen der Eltern und Kinder und das Finden eigener Lösungswege aus den Konfliktsituationen werden an Hand konkreter Beispiele analysiert und reflektiert. Hierbei ist der Blick weder auf Vergangenheit, noch auf die Ursache – Wirkung – Schuld- Fragen, noch auf Defizite einzelnen Familienmitglieder gerichtet, sondern auf die Zukunft. Die zentrale Frage lautet: welcher unmittelbare konkrete kleinstmögliche Schritt ist erforderlich, um das eigene Verhalten in die gewünschte Richtung zu verändern. Zu Grunde liegt hier die Überzeugung, dass es einfacher ist das Verhalten als die Einstellungen zu verändern. Die positiven Erfahrungen auf der Verhaltensebene haben oft eher die Chance allmähliche Veränderungen auf der Einstellungsebene nach sich zu ziehen.

Theorien und Methoden

Die Inhalte des Elternkurs sowie die Perspektive der Ressourcenorientierung basieren auf zum Teil sehr verschiedenen Theoriepositionen. Systemtheoretische Ansätze, das heißt die Betrachtung der Familie als System mit seinen familiären Subsystemen finden ebenso Berücksichtigung wie der kommunikationstheoretische Ansatz von Paul Watzlawick sowie einige Inhalte der unterschiedlichen familientherapeutischen Schulen z.B. S. Minuchin, de Shazer oder T. Rönkä. Aber auch Elemente aus der Individualpsychologie Alfred Adlers, einige verhaltens- oder gesprächstherapeutische Ansätze C. Rogers und Ideen von Thomas Gordon bilden u.a. den theoretischen Hintergrund.

In den Kursabenden wechselt Theorievermittlung mit Selbsterfahrung. Theoretische Inhalte werden in den Kursabenden als kurze Inputs mit Hilfe von Folien, Textmaterial und mit Hilfe von „Mottos“ vorgestellt. Danach sollen die Teilnehmer/innen diese Inhalte in Kleingruppen mit ihren eigenen Erfahrungen in Verbindung setzen, um sie dann bewusst in einem veränderten Verhalten mit den Partnern und Kindern während der nachfolgenden Wochen in Alltagssituationen auszuprobieren.

Durch den gruppendynamischen Prozess kann die Verarbeitung der Inhalte in einer annehmenden, zuweilen durch Humor und Spaß gekennzeichneten Atmosphäre vertieft und die Reflexion über das eigene Verhalten intensiviert werden.

Anwendungsbereiche und Dauer der Kurse

Die Konzeption bietet eine praktische Arbeitsgrundlage gerade dort, wo es um das ABC der Kommunikation in der Familie, um praktikable gewaltlose Erziehungs- und Grenzsetzungsmethoden und um mehr Sicherheit im Umgang miteinander geht.

Man kann das Konzept jedoch je nach Bedarf auch spezifizieren und an die Bedürfnisse der jeweiligen Zielgruppe wie z.B. Eltern der Kindergartenkinder, Grundschulkindern, an die Eltern der Pubertierenden oder Adoleszenten anpassen.

Die Anwendung der Konzeption in der Arbeit mit Alleinerziehenden, mit Pflege- und Adoptionsfamilien ist ebenfalls durch gezielte Schwerpunktsetzung denkbar. Darüber hinaus können Teile des Kurses in modifizierter Form im Elternkind-Gruppenbereich oder für die Gestaltung von Elternabenden in Kindergärten oder Schulen genutzt werden. Als weitere Einsatzbereiche sind u.a. Familienbildungs-, und Beratungsinstitutionen, Schulen und Kindergärten denkbar.

Der Kurs umfasst acht bis zwölf Kurstermine, die jeweils zwei bis drei Stunden dauern. Als günstig hat sich eine Gruppengröße zwischen zwölf bis fünfzehn Teilnehmer/innen erwiesen.

Multiplikatoren-schulung

Für die Durchführung der Elternkurse „Starke Eltern – Starke Kinder“ ist eine eingehende, zumindest dreitägige Schulung nötig, um erstens die zugrundeliegenden theoretischen Konzeptionen und Inhalte zu vermitteln und ihre praktische Umsetzung im gruppenspezifischen Prozess zwischen Kursleiter/in und Eltern zu erarbeiten.

Zum Zweiten ist eine Schulung der Kursleiter/innen erforderlich, da der Wert und die Wirkung des Kurses wesentlich von der Haltung der Kursleitung abhängt. Diese soll durch Respekt, Vertrauen und Anerkennung gegenüber den Eltern gekennzeichnet sein. Letztendlich hängt der Erfolg des Elternkurses wesentlich von der Fähigkeit der Kursleitung ab, die positiven Erziehungsleistungen und Ressourcen der Eltern hervorzuheben; diese müssen oft erst einmal aufgespürt und bewußt gemacht werden, um sie zu stärken und weiter aufzubauen.

Zielgruppen für Multiplikatoren-schulung sind Mitarbeiter/innen, Kursleiter/innen, Gruppenleiter/innen in dem Elternbildungs- und Familienhilfebereich und in den Familien- und Erziehungsberatungsstellen.

Die Elternkurse „Starke Eltern – Starke Kinder“ und deren Verbreitung wird durch das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend unterstützt. So ist es möglich, dass der Kinderschutzbund Multiplikatoren und Multiplikatorinnen (Kursleiter/innen) auch von anderen Trägern inzwischen schulen kann.

Aufbau der Multiplikatoren-schulung

Ausgehend von und analog zu den folgenden fünf Fragestellungen aus dem Elternkurs, werden die Inhalte in der Multiplikatoren-schulung jeweils zuerst theoretisch beleuchtet und dann auf der Basis gruppenspezifischer und rollenspezifischer Prozesse eingeübt:

- Welche Werte und Erziehungsziele haben wir in der Familie?
- Wie kann ich das Selbstwertgefühl des Kindes unterstützen?
- Wie kann ich meinem Kind bei seinen Schwierigkeiten helfen?
- Wie drücke ich meine Bedürfnisse aus?
- Wie lösen wir Probleme in der Familie?

Für die Vermittlung der theoretischen Positionen wurden Arbeitspapiere entwickelt. Wie in den Elternkursen ist auch in der Multiplikatoren-schulung ein Prozess der Selbsterfahrung für die Teilnehmer/innen wichtig. Hierbei werden vor allem Kleingruppenübungen und Rollenspiele eingesetzt. Außerdem werden Verfahren vorgestellt, die bei der Analyse der Entstehung von häufig auftretenden Erziehungsproblemen und deren Lösungen behilflich sein können.

Die Teilnehmer/innen können nach Abschluss der Multiplikatoren-schulung ein Kurshandbuch erwerben, in dem alle Materialien für die Kursabende zusammengestellt sind. Dies ermöglicht ihnen, den Elternkurs in ihrem Tätigkeitsbereich selbst durchzuführen.

Ausblick

Die bisherigen Rückmeldungen der Eltern und der Multiplikatoren, zeigen eindeutig, dass die Elternkurse „Starke Eltern – Starke Kinder“ den neu in Artikel 16 des KJHG aufgenommenen Auftrag,

Eltern Wege aufzuzeigen, Konflikte in Familie gewaltfrei zu lösen, erfüllen. Die ersten Evaluationsstudien in München, Remscheid und Aachen bestätigen, dass die Kurse zur Entlastung und zu mehr Vertrauen auf die eigenen und auf die Fähigkeiten der Kinder sowie zu mehr Sicherheit und Zufriedenheit im Umgang miteinander in der Familie beitragen. Somit vermögen sie einen kleinen Schritt auf dem Weg zur lebensweltbezogenen Verbesserung der rechtlichen Position des Kindes leisten.

Paula Honkanen-Schoberth

Auskunft:

Deutscher Kinderschutzbund – Bundesverband e.V. – Hannover
Deutscher Kinderschutzbund Landesverband NRW e.V. – Wuppertal bzw. die jeweils zuständigen Landesverbände

Weitere Auskunft möglich über:

Paula Honkanen-Schoberth

Geschäftsführerin im Deutschen Kinderschutzbund Ortsverband Aachen e.V.

Kirberichshofer Weg 27-29
52066 Aachen

Telefon: 02 41/94 99 40, Fax: 02 41/94 99 41 3

E-Mail: kinderschutzbund-aachen@t-online.de

Projekt „Triple P“

„Bevor das Kind in den Brunnen fällt ...“

Referentinnen: Anja Frost, Mirjam Hartmann



Das Erziehungsprogramm Triple P als Möglichkeit, Eltern konkrete und verhaltensnahe Erziehungsstrategien zu vermitteln zur Prävention von Verhaltensauffälligkeiten im Kindes- und Jugendalter

Prof. Dr. Kurt Hahlweg, TU Braunschweig, und Dipl.-Psych. Yvonne von Wulfen, PAG Institut für Psychologie, Münster

Das Thema Prävention von **kindlichen Verhaltensstörungen** hat in den letzten Jahren nicht nur in der klinisch-psychologischen und pädagogischen Forschung an Bedeutung gewonnen, sondern auch im Zusammenhang mit dem vermuteten Anstieg von Gewalt in Kindergärten und Schulen und den zunehmenden Delinquenzraten bei Jugendlichen in der Öffentlichkeit. Epidemiologische Studien zeigen, daß circa 20% aller Kinder und Jugendlichen klinisch bedeutsame Verhaltensauffälligkeiten wie Ängste, Depressionen und vor allem aggressives Verhalten, oppositionelles Trotzverhalten und hyperkinetische Auffälligkeiten aufweisen (Hahlweg, 2001). Dabei handelt es sich oft um schwierige, chronische und bezüglich ihrer Behandlung kostenintensive Verhaltens- und emotionale Störungen, die auch mit deutlichen gesundheitlichen Beeinträchtigungen einhergehen. Insbesondere aggressives Verhalten scheint über den Entwicklungsverlauf sehr stabil zu sein. Je früher und je häufiger das problematische Verhalten auftritt, je ausgeprägter und vielfältiger es sich äußert und je unabhängiger vom jeweiligen Kontext, desto stabiler ist auch der Verlauf (Döpfner, 1993).

Trotz der hohen Rate von kindlichen Verhaltensstörungen suchen nur circa 10% der betroffenen Eltern professionelle Hilfe in Erziehungsberatungsstellen oder bei Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten, so daß eine Reduktion der Prävalenzrate durch therapeutische Interventionen kaum möglich erscheint.

Eine Alternative zur Senkung der Auftretenshäufigkeit psychischer Störungen liegt in der breitflächigen Einführung universeller präventiver Maßnahmen, sowie in der gezielten Anwendung indizierter präventiver Interventionen bei Kindern, die bereits Auffälligkeiten zeigen. Präventive, elternzentrierte Maßnahmen sollten dabei so früh wie möglich im Kleinkind- oder Vorschulalter zum Einsatz kommen.

Anforderung an universelle Präventionsprogramme

Universelle Programme zielen auf die Allgemeinbevölkerung ab. Sie sind unabhängig von individuellen Risikofaktoren, der Anzahl, dem Ausmaß und der Intensität kindlicher Symptome. Ein präventiv wirkendes, universell einsetzbares Erziehungskonzept, das Eltern leicht zugängliche, qualitativ gute Informationen und Ratgeber anbietet, sollte folgenden Kriterien genügen:

1. **Wirksamkeit:** Eine effektive, präventive Strategie sollte die Auftretenshäufigkeit von kindlichen Verhaltensstörungen auf ein normales Maß reduzieren, die elterlichen Erziehungspraktiken verbessern und familiäre Risikofaktoren wie Depression, Ehekonflikte oder

Alkoholmißbrauch verringern. Dabei sollte sie von Eltern eine hohe Akzeptanz und Zufriedenheit erfahren und eine Aufrechterhaltung der Behandlungserfolge gewährleisten.

2. **Wissenschaftliche Validität:** Ein Erziehungskonzept sollte Eltern neueste wissenschaftlich belegte Informationen vermitteln und außerdem einer systematischen Evaluation unterzogen werden. Die Vorgehensweise sollte klar operationalisiert und die Ergebnisse replizierbar sein.
3. **Theoretische Einordnung:** Ein effektives Erziehungskonzept muß die ihm zugrundeliegenden Theorien deutlich machen, die darüber hinaus kohärent und empirisch valide sein sollten. Diese Theorien sollten die bekannten familiären Risikofaktoren einbeziehen und darauf abzielen, die elterliche Erziehungskompetenz und Unabhängigkeit zu fördern, also Hilfe zur Selbsthilfe geben.
4. **Erreichbarkeit:** Elternprogramme sollten leicht zugänglich sein. Familien, die besonders dringend Hilfe benötigen, haben häufig keinen Zugang zu den entsprechenden Stellen im Gesundheitswesen und fürchten eine mögliche Stigmatisierung. Es muß daher versucht werden, sozioökonomisch schwach gestellte Familien über andere Wege zu erreichen. Anbieten würden sich dafür Einrichtungen, mit denen die Betroffenen aus anderen Gründen in Kontakt kommen, wie zum Beispiel Arztpraxen und schulische Einrichtungen, Horte, Gesundheitsämter, Nachbarschaftszentren oder Massenmedien.

Die Anzahl an Elternratgebern und Erziehungskursen (z.B. Volkshochschule, Haus der Familie) ist groß, aber nur relativ wenige wurden jemals empirisch überprüft, und keines genügt den oben beschriebenen Effektivitätskriterien.

Triple P – ein präventiver Mehrebenenansatz zur Unterstützung von Familie und Elternschaft

Überblick und theoretische Grundlagen

Triple P (Positive Parenting Programm) wurde in Brisbane, Australien, durch Sanders und Mitarbeiter an der Universität von Queensland entwickelt (Sanders, 1999). Ziel ist es, Eltern günstiges Erziehungsverhalten zu vermitteln, dadurch kindliche Verhaltensprobleme zu reduzieren und eine positive Eltern-Kind-Beziehung aufzubauen.

Triple P ist ein Programm zur Unterstützung von Eltern, das die Möglichkeit bietet, auf alle Bedürfnisse individuell abgestuft einzugehen, da fünf Interventionsebenen (s. Abb. 1) jeweils eine steigende Intensität an Unterstützung beinhalten, so wird eine kostengünstige und effektive Prävention ermöglicht. Zudem basiert Triple P auf dem aktuellen klinisch-psychologischen Forschungsstand und nimmt Bezug auf verschiedene theoretische Grundlagen, wie u.a. Modelle sozialer Lerntheorie zur Eltern-Kind-Interaktion, Verhaltensanalytische Modelle, Operante Lernprinzipien und Modelle zum Erwerb von sozialen Kompetenzen, Problemlöse- und verbalen Fähigkeiten. Die sozial-kognitive Lerntheorie bildet die Grundlage für Interventionen, die Attributionen, Erwartungen und andere Kognitionen von Eltern beeinflussen. Weiterhin finden entwicklungspsychopathologische Forschungsergebnisse zu Risiko- und Schutzfaktoren für Verhaltensprobleme Beachtung.

Grundprinzipien Positiver Erziehung

Triple P ist ein präventiver Erziehungsansatz mit dem Ziel, die Kindesentwicklung zu fördern und mit kindlichem Verhalten in einer konstruktiven und nicht verletzenden Art und Weise

umzugehen. Grundlage dafür ist eine angemessene Kommunikation und positive Zuwendung, um das Kind in seiner Entwicklung zu unterstützen. Kinder, die eine positive Erziehung genießen, können ihre Fähigkeiten entwickeln, ein positives Selbstbild aufbauen und werden mit geringerer Wahrscheinlichkeit Verhaltensauffälligkeiten zeigen.

Die folgenden **fünf Aspekte** bilden die **Grundlage für eine positive Erziehung**:

1. Für eine sichere und interessante Umgebung sorgen
2. Eine positive Lernumgebung schaffen
3. Konsequentes Erziehungsverhalten zeigen
4. Realistische Erwartungen (an das Kind und sich selbst) aufbauen
5. Auch die eigenen (elterlichen) Bedürfnisse erfüllen

Das Triple P – Programm vermittelt wirksame Strategien zu folgenden Bereichen:

- Entwicklung einer positiven Beziehung zum Kind
- Förderung von wünschenswertem Verhalten
- Vermittlung neuer Fertigkeiten oder Verhaltensweisen
- Umgang mit Problemverhalten

Wissenschaftliche Begleitung

Kontrollierte Untersuchungen an der Universität Brisbane belegen die universelle Wirksamkeit von Triple P auf all seinen Ebenen (s. Hahlweg, 2001). So ließ sich eine Reduktion kindlicher Verhaltensprobleme und positive Veränderungen (u.a. weniger ungünstiges Erziehungsverhalten) innerhalb der Familie schon durch die allgemeinen Informationen auf Ebene 1 nachweisen. Eine signifikante Abnahme milden Problemverhaltens (wie Nägelkauen, Schlafprobleme etc.) wurde durch Kurzinterventionen auf Ebene 2 und 3 erreicht. Insbesondere die Reduktion von external auffälligem Verhalten, d.h. auch aggressive Verhaltensweisen, wurden durch Interventionen auf Ebene 4 und 5 nachgewiesen. Es zeigten sich im Vergleich zur Wartelistenkontrollgruppe signifikant weniger beobachtete und berichtete Verhaltensprobleme der Kinder, ein geringeres Ausmaß an dysfunktionalem Erziehungsverhalten, eine höhere Erziehungskompetenz der Eltern sowie eine hohe Zufriedenheit mit dem Programm. In der 1-Jahres Nachuntersuchung blieben die Veränderungen im Verhalten der Kinder stabil. In der Untersuchung des Gruppenprogrammes auf Ebene 4 wurde in einer Studie an N=1673 Familien in East Perth (Westaustralien) der Anteil verhaltensauffälliger Kinder aus sozial schwachen Gebieten durch das Training um 50% gesenkt. Weitere Untersuchungen belegen für die unterschiedlichen Programmteile eine deutliche Reduktion von kindlichen Verhaltensauffälligkeiten aber auch Verbesserungen des elterlichen Erziehungsverhaltens und Befindens, beispielsweise eine signifikante Reduktion von Depressionen bei Müttern, die am Gruppentraining auf Ebene 4 teilgenommen hatten. Derzeit wird in einem breit angelegten, aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG geförderten Forschungsprojekt an der TU Braunschweig die Effektivität von Triple P in Deutschland untersucht. Erste Pilotstudien zeigen ähnliche Tendenzen wie in Australien, z.B. ließ sich an 300 Eltern aus ganz Deutschland eine hohe Zufriedenheit mit dem Programm nachweisen.

In Braunschweig und Münster¹ werden seit Herbst 1999 u. a. Psychologen/innen, Pädagogen/innen, Lehrer/innen als Triple P – Gruppentrainer ausgebildet und in ein Lizenzsystem eingebunden, um eine fachgerechte Durchführung und damit auch die Wirksamkeit des Programms zu garantieren. Bis Ende 2003 werden ca. 600 lizenzierte Triple P Elterntainer bundesweit das Gruppentraining auf Ebene 4 anbieten. Zudem wird ab Sommer eine Ausbildung für Erzieherinnen und Kinderärzte/innen zur Durchführung von Beratungen auf Ebene 2 und 3 angeboten.

Insgesamt existiert mit Triple P ein wirksames Programm zur Unterstützung von Eltern bei der Kindererziehung und damit zur Prävention von aggressiven und oppositionellen Verhaltensproblemen.

Kontakt:

Imke Dreesen

Evangelische Familienbildungsstätte Blankenese

Osterleystraße 22 a
22587 Hamburg

Telefon 040/86 66 39 30

Literatur:

Döpfner, M. (1993). Verhaltensstörungen im Vorschulalter. *Kindheit und Entwicklung*, 2, 177-190.

Hahlweg, K. (2001). Bevor das Kind in den Brunnen fällt: Prävention von kindlichen Verhaltensstörungen. In Deutsch, W. & Wenglorz, M. (Hrsg.), *Zentrale Entwicklungsstörungen bei Kindern und Jugendlichen* (S.189-241). Stuttgart: Klett-Cotta.

Sanders, M. R. (1999). The Triple P-Positive Parenting Program: Towards an empirically validated multi-level parenting and family support strategy for the prevention and treatment of child behavior and emotional problems. *Child and Family Psychology Review*, 2, 71-90.

¹ Informationen zu den Ausbildungen, Material und Elternkursen sind erhältlich über: PAG Institut für Psychologie, Nordstr. 22, D-48149 Münster; Telefon: 02 51 - 51 89 41; Fax: 02 51 - 20 07 92 00; weitere Informationen: www.triplep.de; e-mail: info@triplep.de



Interventionsebenen

Ebene 1	Breitgestreute Informationen über Erziehung z. B. Fernsehserie im Hauptabendprogramm, Selbsthilfematerialien, Videobänder, „Kleine Helfer“, Vorträge
Ebene 2	Information und Beratung für spezifische Erziehungsprobleme, Kurzkontakte mit Professionellen Kurzes Programm (1 – 4 Sitzungen a´ 15 Minuten zum Umgang mit einigen konkreten Verhaltensproblemen (Probleme mit Wutanfällen, Essenszeiten oder dem Toilettentraining)
Ebene 3	Information und Beratung für spezifische Erziehungsprobleme mit aktivem Training von Erziehungsfertigkeiten wie auf Ebene 2, zusätzlich Rollenspiele
Ebene 4	Gruppe, Einzeltraining, Selbsthilfe, Intensives Training von Erziehungsfertigkeiten Intensives Programm, focussiert auf Eltern-Kind-Interaktion; Anwendung, Erweiterung und Generalisierung von Erziehungsfertigkeiten auf ein breites Feld von kindlichen Verhaltensweisen; entweder unter Selbstanleitung, in Gruppen oder als Einzelintervention
Ebene 5	verhaltenstherapeutische Familienintervention Intensives therapeutisches Programm mit zusätzlichen Modulen wie Stimmungs- und Streßmanagement, Hausbesuche und Partner-

Informationsebenen von Triple P

Aus der Diskussion:

Stärkung der Erziehungskompetenz. Kurse für Eltern – was können sie leisten?

Die Teilnehmer interessierten sich zunächst für die Erfahrungen in der Umsetzung der beiden Elternkurse in Hamburg.

Die Elternkurse »**Starke Eltern – starke Kinder**« werden in Hamburg in Elternschulen, Familienbildungsstätten und Beratungsstellen angeboten. Zwei Gruppen von Kursleiterinnen wurden bereits ausgebildet, eine weitere Ausbildung ist für Herbst 2003 geplant. Zurzeit wird der Elternkurs in 14 Hamburger Stadtteilen angeboten.

Die Kosten für die Durchführung des Elternprogramms tragen die jeweils anbietenden Einrichtungen. Von den teilnehmenden Eltern wird je nach Träger ein Unkostenbeitrag zwischen 2 Euro und 5 Euro pro Person und Abend erhoben.

Bei bereits erkennbaren familiären oder erzieherischen Problemen mit verhärteten Strukturen ist der Elternkurs nicht als Ersatz für Beratung oder Therapie geeignet. »**Starke Eltern – starke Kinder**« basiert auf einem präventiven Konzept.

Der Elternkurs ist grundsätzlich für Eltern von Kindern und Jugendlichen aller Altersgruppen geeignet. Allerdings sollte in der Zusammensetzung der Gruppe die Altersspanne der „betroffenen“ Kinder nicht zu groß sein.

»**Triple P**« wird derzeit institutionell nur von der Familienbildungsstätte Blankenese angeboten. Im Herbst 2003 finden dort zwei neue Kurse statt. Es besteht eine lange Warteliste für weitere Interessenten. Die Kosten für die Teilnahme betragen für Einzelpersonen 65 Euro und 100 Euro für Paare für 4 Abende.

Darüber hinaus bieten in Hamburg 12 freiberufliche Trainer die Elternkurse an.

Das Programm richtet sich an Eltern mit Kindern im Alter von 2-10 Jahren.

Zielgruppe sind Kinder mit bereits bestehenden Problemen, denen durch verhaltenstherapeutisch ausgerichtete Interventionen der Eltern begegnet werden soll.

Für beide Elternkurse besteht in Hamburg eine große Nachfrage, sowohl bei denjenigen die sich als Kursleiter oder Trainer ausbilden lassen wollen, als auch bei Eltern die an einer Teilnahme interessiert sind.

»**Triple P**« wird eher als hochschwellig eingeschätzt. Ausbildungsmöglichkeiten zum Kursleiter bestehen z.Zt. nur in Braunschweig, Kiel und Stuttgart. Die Ausbildung kostet 750 Euro. Die mangelnde institutionelle Verknüpfung und die hohen Kosten erschweren den Zugang für Familien.

»**Starke Eltern – starke Kinder**« hingegen ist in der Stadt schon relativ weit verbreitet und für Eltern über Elternschulen, Familienbildungsstätten und Beratungsstellen einfacher zu erreichen.

Als Unterschied beider Programme kristallisiert sich heraus, dass »**TripleP**« durch lerntheoretische Ausrichtung eher Tipps, Anregungen und elterliche Verhaltensregeln

vermittelt, die auf eine Konditionierung kindlicher Verhaltensweisen ausgerichtet sind, während bei »Starke Eltern – starke Kinder« die Entwicklung der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sowie das Finden eigener Lösungswege und Einstellungsänderungen der Eltern im Vordergrund stehen.

Von den Teilnehmern wurde nach Evaluationen beider Elternkurse gefragt. Für Hamburg liegen dazu bisher keine Ergebnisse vor.

Es kann nachgelesen werden bei:

Tschöpe-Scheffler, Sigrid; Elternkurse auf dem Prüfstand. Opladen 2003.

Maria Gerhard

Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung,
Hamburg



Workshop 3

Unterstützung von Migrantenfamilien

Projekt „HIPPY“

Referentin: Nevriye Kayis
Deutsches Rotes Kreuz, Bremen

Projekt „Sprachförderung in Eltern-Kind-Gruppen“

Referentin: Kerstin Bockel, Margarete Kossolapow
Vereinigung Hamburger Kindertagesstätten e.V.

Moderation:

Ursula Meyer-Rumke
Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung

Home Instruction for Parents of Preschool Youngsters

Deutsches Rotes Kreuz, Bremen

Referentinnen: Nevriye Kayis, Monika Vahlenkamp



HIPPY ist ein internationales, den Kindergarten ergänzendes Förderprogramm für 4-6 jährige Kinder aus Zuwandererfamilien, die es infolge unzureichender Sprachkenntnisse, kultureller Fremdheit und sozialer Isolation in der Schule schwerer als einheimische Kinder haben. HIPPY bietet diesen Kindern die Chance, sich besser auf die schulischen Anforderungen vorzubereiten und bessere Möglichkeiten der Integration in die neue Lebenswelt.

Daneben trägt es zur Entwicklung und Intensivierung der Mutter-Kind-Beziehung bei, weil die Mütter zusammen mit ihren Kindern spielen und lernen. Dadurch, dass die Mütter ihre Kinder selbst fördern, erlangen sie mehr erzieherische Kompetenz und das wirkt sich positiv auf das Selbstwertgefühl der teilnehmenden Frauen aus.

HIPPY dauert zwei Jahre und findet im wesentlichen zu Hause statt. Während dieser Zeit spielen und lernen die Mütter täglich etwa 15 Minuten mit ihren Kindern. Grundlage der spielerischen Übungen sind Aktivitätshefte, Bilderbücher, geometrische Formen, Buntstifte, Schere, Haushaltsgegenstände und in der Natur gesammelte Dinge.

Die Hausbesuche

Jede teilnehmende Mutter wird regelmäßig (alle zwei Wochen) von einer HIPPY-Mitarbeiterin besucht, die ihr das Material der kommenden Woche in einem Rollenspiel vermittelt. Außerdem erklärt sie Sinn und Zweck einer Übung oder eines Spiels. So ist die Mutter bestens auf ihre Rolle als „Lehrerin“ des eigenen Kindes vorbereitet.

Da die Hausbesucherin aus dem gleichen Kulturkreis wie die von ihr betreuten Mütter stammt, kann sie unverständliche Worte übersetzen. Außerdem kann sie sich gut in die Situation der Frauen einfühlen.

Die Gruppentreffen

Ein weiterer wichtiger Bestandteil des Programms sind die regelmäßig (alle zwei Wochen) stattfindenden Gruppentreffen. Hier treffen sich alle Mütter einer HIPPY-Gruppe mit der Hausbesucherin und der Koordinatorin des Programms. Neben Gesprächen über den Umgang mit den Materialien, werden hier Informationen über Bausteine der kindlichen Entwicklung vermittelt und Erziehungsfragen diskutiert.

Besondere Aspekte des Programms

Förderung des Selbsthilfepotentials

Das Besondere des HIPPY-Programms ist zum einen die intensive, individuelle Betreuung und Förderung der Mütter zugunsten ihrer Kinder. Dies ist deshalb so wichtig, weil die Familien häufig aus Gesellschaften kommen, in denen die Erziehungsaufgaben weitgehend an den Staat abgegeben wurden (z.B. GUS), oder in denen eine traditionell andere „Kinderkultur“ vorherrscht (z.B. Türkei).

Die Mütter erhalten durch die Teilnahme an dem Programm mehr Einblick in die Bedürfnisse, Fähigkeiten und Schwächen ihres Kindes, sammeln diesbezüglich Erfahrungen und erlangen mehr Sicherheit und Kompetenz.

Lernen, dass Lernen Spaß macht

Durch den spielerischen Umgang mit den Materialien erfahren Mütter und Kinder, dass Lernen Spaß machen kann. Diese Erkenntnis und die frühe kognitive Förderung sind wichtig für die spätere Lernbereitschaft in der Schule und den damit verbundenen Schulerfolg.

Mitarbeiterinnen aus dem gleichen Kulturkreis

Eine weitere Besonderheit von HIPPY ist die Arbeit mit semiprofessionellen Mitarbeiterinnen, die den gleichen kulturellen Hintergrund haben wie die Programmteilnehmerinnen. In der Regel sind die Hausbesucherinnen Mütter, die aus dem gleichen Land wie die von ihnen betreuten Frauen stammen und die zuvor selbst mit ihren Kindern am Programm teilgenommen haben.

Für ihre Tätigkeit als Hausbesucherin benötigen sie keine langjährige Ausbildung. Zu Beginn des Programmdurchlaufs werden sie in einem mehrtägigen bundesweiten Workshop geschult und weiterhin in wöchentlichen Anleitungstreffen von der Koordinatorin begleitet.

Aus der Arbeit mit den semiprofessionellen Hausbesucherinnen ergeben sich vielerlei Vorteile für die Arbeit mit den Familien.

- Die eigenen positiven Erfahrungen der Hausbesucherin mit HIPPY motiviert die Mütter, die am Programm teilnehmen.
- Sie fungieren als Modell für eine erfolgreiche Integration.
- Durch sie werden Sprachbarrieren überwunden.
- Kulturspezifische Besonderheiten können besser in die Arbeit einbezogen werden.
- Durch sie wird eine bessere Kontaktaufnahme zu den Familien ermöglicht.
- Sie verringern die Hemmschwelle der Familien, ein Förderangebot anzunehmen.

HIPPY in Deutschland und Bremen

Das DRK-Bremen und die AWO-Nürnberg starteten das Pilotprojekt 1991 für Deutschland. Während der Modellphase wurde das Projekt vom Deutschen Jugendinstitut wissenschaftlich begleitet und anschließend ausgewertet. Die guten Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitforschung führten zur Weiterführung des Programms. Inzwischen wird HIPPY auch in anderen Städten wie Berlin, München und Frankfurt umgesetzt.

In Bremen wird das Programm vom Senator für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales gefördert. Seither konnten ca. 90 Familien pro Programmdurchlauf erfolgreich am HIPPY-Programm teilnehmen. Aufgrund der stetig wachsenden Nachfrage von Familien und Institutionen der verschiedenen Stadtteile hat es im Sommer 2002 eine Aufstockung auf 120 Familien und im Sommer 2003 auf 180 Familien gegeben.

*Deutsches Rotes Kreuz, Kreisverband Bremen e.V., Mathildenstraße 22, 8203 Bremen
e-mail: hippy@drk-bremen.de*

Sprachförderung durch Eltern-Kind-Gruppen in Kindertageseinrichtungen der ‚Vereinigung‘

Projektbeschreibung und erste Erfahrungen



1. Einbeziehung von Eltern in die sprachliche Förderung der Kinder

Es herrscht in der einschlägigen Fachdiskussion Konsens in der Einschätzung, dass eine wirksame Sprachförderung von Kindern mit anderer Herkunftssprache die frühzeitige *Einbeziehung von Eltern* vorsehen sollte, um auf diesem Weg die Kompetenzen der Eltern in der Unterstützung des Spracherwerbs ihrer Kinder zu stärken.

Aus der entwicklungspsychologischen Forschung weiß man, dass die grundlegenden Lernprozesse der Kinder – auch im Spracherwerb – kumulierend verlaufen. Das bedeutet, dass Kinder, die von Anfang an (also bereits in ihrer Familie) förderliche und anregungsreiche Umweltbedingungen haben, stärker von späteren Bildungsangeboten (wie z.B. in der Kita) profitieren als Kinder, die ungünstigere Ausgangsbedingungen haben. Eine große Anzahl internationaler Studien verweist darauf, dass das familiäre Umfeld den größten Einfluss auf die Bildungschancen der Kinder hat. Dies spricht dafür, gezielt auch die elterlichen Kompetenzen sowohl durch Bildungsangebote für Eltern wie auch durch das Bereitstellen von familienunterstützenden Netzwerken zu stärken. Eine solche Strategie ist in unserem Land dringend geboten, hat uns doch die Pisa-Studie bescheinigt, dass in Deutschland die Bildungswege von Kindern mehr als anderswo durch ihre soziale Herkunft festgelegt sind.

Wie Beispiele aus einigen anderen europäischen Ländern zeigen, ist das Angebot von pädagogisch gestalteten, regelmäßigen Eltern-Kind-Gruppen eine wirksame Form, auf die Bildungsprozesse und die Sprachentwicklung der Kinder in den Familien Einfluss zu nehmen. Solche Gruppen richten sich an Migranteneltern mit Kindern, *die noch keine Kita besuchen*. In den Gruppen erhalten die Eltern (meist sind es die Mütter) vielfältige Anregungen für sprachfördernde Spiele und Interaktionen mit ihrem Kind, die sowohl die familiäre Kommunikation in der Familiensprache bereichern, wie auch den Zugang zu der Landessprache anbahnen. Ein weiterer gewollter Effekt solcher Gruppenangebote liegt darin, dass die Mütter, die nicht selten isoliert leben und zumeist nur ihre Herkunftssprache sprechen, Zugang zu Elternnetzwerken im Stadtteil bekommen und angeregt werden, selbst die Sprache des Landes, in dem sie leben und in dem ihr Kind aufwächst, zu erlernen.

In Deutschland ist die anerkannt gute Verankerung von Kindertageseinrichtungen in ihrem Umfeld („niederschwellige Anlaufstellen im Stadtteil“) eine hervorragende Grundlage dafür, die Eltern, insbesondere die Mütter, mit anderer Herkunftssprache zu erreichen. Kindertagesstätten haben auch bei Migranteneltern eine gute Akzeptanz. Sie verfügen über ein kindorientiertes Bildungsverständnis und gestalten ihre pädagogische Arbeit ansatzweise in Verständigung und Zusammenarbeit mit den Eltern, was gute Voraussetzung für die angestrebte *präventive Arbeit mit Familien* zur frühzeitigen Förderung des kindlichen Spracherwerbs ist. Einige Kitas der ‚Vereinigung‘ haben auch schon mit hohem Engagement die Zusammenarbeit mit Migranteneltern begonnen: Die Kita als Begegnungsort gerade auch für Familien ausländischer Herkunft ist an vielen Orten schon Realität, auch Mutter-Kind-Gruppen, die von Erzieherinnen angeboten und begleitet werden, sowie Sprachkurse für ausländische Frauen,

die in Kooperation mit anderen Anbietern im Stadtteil organisiert werden, gibt es schon mit viel positiver Resonanz in manchen Kitas.

Um diese Arbeit breiter und verlässlicher anbieten zu können, sind jedoch noch Entwicklungsarbeiten zu leisten. Die Erfahrungen des erfolgreichen holländischen Modells „Samenspiel“¹ zeigen, dass gerade bei schwer erreichbaren Migrantengruppen Geduld und langer Atem nötig sind, um kontinuierliche Formen der Zusammenarbeit mit Eltern zu etablieren. Es sind Vorarbeiten nötig, um wichtige Personen (Schlüsselpersonen) der jeweiligen Migranten-Communities als Vermittler zu gewinnen, die dann die Befürchtungen und Vorbehalte junger Eltern abbauen helfen und ihren Landsleuten den Sinn solcher kindbezogener Aktivitäten deutlich machen können. Eine wirkungsvolle Zusammenarbeit mit Migrantenfamilien ist darauf angewiesen, dass ein Netzwerk verschiedenster Personen und Organisationen im Stadtteil beteiligt und aktiviert wird.

In dem beginnenden Modellversuch wollen wir *in sechs Kitas* die Möglichkeiten des Aufbaus und der Durchführung regelmäßig stattfindender Eltern-Kind-Gruppen erproben und überprüfen. Dabei werden *jeweils eine deutschsprachige Erzieherin und eine zweisprachige Erzieherin mit Migrationshintergrund* die Gruppen organisieren und leiten. In diesen Gruppen geht es darum, den Eltern Anregungen und Beispiele dafür zu vermitteln, wie sie in den Aktivitäten der Gruppe, aber auch zu Hause in der Familie, auf ihr Kind eingehen, mit ihm spielen, und dessen aktiven Spracherwerb unterstützen können (z.B. durch Bilderbuchbetrachtung, Vorlesen, Erzählen u.a.m.). In den Gruppen können sich die Eltern mit anderen Eltern und mit den Erzieherinnen über Erziehungsfragen austauschen, sie erhalten auf diesem Weg einen ersten persönlichen Zugang zum deutschen Bildungswesen.

Den Eltern, die wenige Deutschkenntnisse haben, soll über die Mutter-Kind-Gruppen auch der Zugang zu einem Deutschkurs angebahnt werden. Gerade für viele Mütter ist es erfahrungsgemäß ein erleichternder Umstand, wenn ihnen am vertrauten Ort Kindertagesstätte auch Deutschkurse angeboten werden. Dies soll bei Bedarf ermöglicht werden. Dazu werden wir die Zusammenarbeit mit einschlägigen Institutionen, wie Elternschulen und Volkshochschule suchen und je nach lokalen Gegebenheiten mit den Dozenten dieser Einrichtungen die Kurse organisieren.

2. Zielgruppe und Zugangswege

An den Eltern-Kind-Gruppen, die in sechs Kitas aufgebaut werden, nehmen jeweils Eltern (Mütter) mit einem Kind oder mehreren Geschwisterkindern teil (pro Gruppe ca. 15 – 20 Personen). Die Zielgruppe hinsichtlich der Kinder umfasst

- a) Kinder unter 3 Jahren, denen nach den geltenden Kriterien keine Krippenbetreuung bewilligt wird,
- b) Kinder zwischen 3 und 6 Jahren, für die ihre Eltern vom Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz keinen Gebrauch machen und
- c) Kinder zwischen 3 und 6 Jahren in Halbtagsbetreuung, für die über den Rahmen dieser Betreuung hinaus eine intensivere, Eltern einbeziehende Sprachförderung erforderlich erscheint, um bis zur Einschulung die erforderliche Sprachkompetenz zu erwerben.

Die Schwelle für den Zugang zu dieser Maßnahme soll so niedrig wie möglich gehalten werden. Die *Empfehlung* an Eltern, an diesen Maßnahmen teilzunehmen, kann von unterschiedli-

chen Stellen ausgehen: Vereinigungen und Institutionen der jeweiligen Migranten-Community, Kirchengemeinden, Behörden, Beratungsstellen, Kindertagesstätten usw. Über die *Aufnahme* sollte der Träger der Maßnahme – nach vorgegebenen fachlichen Kriterien – formlos selbst entscheiden können.

3. Fragestellungen des Modellversuchs

Trotz der Vorbilder aus dem Ausland und trotz der vorhandenen Arbeitsansätze einzelner Kitas lässt sich im voraus nicht sicher abschätzen, inwieweit es in Hamburg gelingen wird, schwer erreichbare Migrantenfamilien für die Teilnahme an Eltern-Kind-Gruppen zu gewinnen, und inwieweit diese Gruppen ihre Ziele erreichen werden. Das Konzept der Eltern-Kind Gruppen wird daher in einem Zeitraum von eineinhalb Jahren in einem Modellversuch erprobt werden. Dabei soll insbesondere herausgefunden werden,

- welche ethnischen Gruppen mit welchen Strategien zu erreichen sind, und welche Netzwerke im Stadtteil dieses Vorhaben stützen,
- welche Hindernisse, Gegenbewegung, Konkurrenzen sich im Stadtteil möglicherweise auf tun, und mit welchen Strategien sie zu überwinden sind,
- welche Qualifikationen die Erzieherinnen, die diese Gruppen leiten, benötigen,
- welche inhaltlich-methodischen Vorgehensweisen sich in der Arbeit mit Kindern und Eltern als förderlich erweisen und
- ob sich die vorläufig gewählten organisatorischen und finanziellen Eckpunkte für dieses Vorhaben als tragfähig erweisen.

4. Vorbereitungsphase

In den Kitas der Vereinigung findet schon seit vielen Jahren Sprachförderung in Form von Förderung des Zweitspracherwerbs in der deutschen Sprache für Kinder anderer Muttersprache statt. Diese Förderung erhielten traditionell die 3-6 jährigen Kinder. Aufgrund der Fachdiskussion und unserer Beteiligung an Forschungsprojekten zur Zweisprachigkeit haben wir stärker die für die Sprachentwicklung wichtigen sensiblen ersten drei Lebensjahre in den Blick genommen und die Rolle der Familien als wichtigste sprachfördernde Instanz.

Sprachkompetenz bei Kindern anderer Muttersprache ist in den sozialen Brennpunkten auch im Zusammenhang mit Bildungschancen ein zentrales Thema, das uns in den Kitas dieser Regionen sehr beschäftigt. Aufgrund der aktuellen Vergabekriterien bekommen jedoch Familien, in denen kaum deutsch gesprochen wird und die Mütter nicht berufstätig sind, für ihre Kinder keine Krippenplätze oder Ganztags-Elementarplätze, so dass diese Kinder von Sprachförderangeboten der Kindertagesstätten nicht oder nur in reduziertem Ausmaß profitieren können

Auf der Suche nach Konzepten zur Förderung von Zweisprachigkeit für sehr junge Kinder, waren uns die Erfahrungen und Materialien des niederländischen Projekts „Samenspel“ eine wichtige Quelle und Anregung.

Das Interesse unsere Kitas in den sozialen Brennpunkten an einer Projektbeteiligung war so groß, dass wir eine Auswahl treffen mussten. Die Kitas Otto-Brenner-Straße, Eckermannstraße, Elbkinder und Dietzweg beteiligen sich mit einer türkischen Mutter-Kind-Gruppe, die Kita Wümmeweg ist mit einer polnisch/russischen Mutter-Kindgruppe dabei und die Kita Steilshooper Allee plant eine französisch/afrikanische Gruppe.

In der Vorbereitungsphase des Projekts wurde eine Begleitgruppe installiert, bestehend aus Kitaleitungen, beteiligten Erzieherinnen, verantwortlichen Fachreferentinnen und pädagogischem Vorstand. Diese Gruppe soll den fachlichen Austausch und die gegenseitige Beratung sichern und wird auch im Projektverlauf regelmäßig zusammenkommen.

5. Erfahrungen mit dem Projekteinstieg

Zunächst haben uns Fragen der Rekrutierung von Familien, der Planung der ersten Gruppentreffen und der Austausch von Materialien beschäftigt. Der Kontaktaufbau zu Schlüsselpersonen, die uns Zugang zu unseren Zielfamilien eröffnen (türkischer Metzger, Moscheevorsteher, Imam, türkischer Sozialarbeiter, Kirchengemeinden etc) wurde mit viel Einfallsreichtum erfolgreich angeschoben.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt haben die ersten Gruppen ihre Arbeit aufgenommen, weitere starten nach den Sommerferien. Berichte der Kolleginnen über den Verlauf der ersten Gruppensitzungen liegen vor. Es zeigt sich, dass ein Beginn der Gruppentreffen mit einem gemeinsamen Frühstück für eine freundliche, positive Stimmung und für vielfältige Sprechanlässe sorgt. Es schließen sich gemeinsame angeleitete Aktivitäten mit Müttern und Kindern an (wie Tanz, Bewegungsspiele und Lieder) sowie offene Gesprächsangebote und begleitetes Freispiel für die Kinder.

Als besonders anregende Materialsammlung hat sich für uns die Übersetzung der im Projekt „Samenspiel“ entwickelten Spielblätter (‘An der Hand‘ für Eltern mit Kleinkindern, übersetzt vom Arbeitskreis IKPEEP der RAA in NRW) erwiesen, weil die dort zusammengestellten Aktivitäten methodisch so aufbereitet sind, dass neben den Hinweisen zur Durchführung und benötigten Materialien, auch erklärt wird, was das Kind dabei lernt.

Einige Kolleginnen berichteten aber auch davon, dass sie pädagogische Inhalte initiativ eingebracht haben, um eine Diskussion zu Erziehungsfragen anzustoßen. Auch brisante Themen, wie das Nebeneinander von türkischen und kurdischen Müttern in der Gruppe, wurden von den Erzieherinnen angesprochen. Hier zeigt es sich, dass die zweisprachigen Mitarbeiterinnen ihre Landsleute gut einschätzen konnten und den richtigen Ton fanden, um Themen zu eröffnen und gleichzeitig angemessene Formen von Distanz und Nähe zu entwickeln. So waren sich die türkischen Kolleginnen darüber einig, dass sie die im türkischen kulturell übliche Anrede „Schwester“ durch die Anrede mit Namen ersetzen wollten.

Die Sitzungen werden schriftlich vorbereitet und der Verlauf anhand von strukturierten Planungs- und Dokumentationsbögen protokolliert.

6. Evaluation

Die Messung von pädagogischen Prozessen und deren Wirkungen stellt ein weithin ungelöstes Problem dar. Es ist kaum möglich, in komplexen Entwicklungsbereichen mit ihren vielfältigen Einflussfaktoren die Wirkung einzelner Maßnahmen seriös zu erfassen. Dennoch sollte versucht werden, bei den geplanten Maßnahmen zur Verbesserung der Sprachförderung nicht nur bei der Formulierung guter Absichten stehen zu bleiben, sondern annäherungsweise auch zu überprüfen, ob die gesetzten Ziele erreicht werden.

Im Rahmen der Evaluation wäre zunächst festzuhalten, wie Migrantenfamilien für die einzelnen Gruppen gewonnen werden, wie sich die Gruppen schließlich zusammensetzen und wie stabil oder instabil sich die Teilnahme entwickelt. Weiterhin wäre zu erfassen, welche Aktivi-

täten und Themen die Gruppensitzungen prägen, wie die Teilnehmerinnen auf die Angebote der Erzieherinnen reagieren und was sie von sich aus in die Gruppen einbringen. Schließlich sollten zum Ende der Maßnahme Einschätzungen von den Eltern erhoben: Meinen sie, dass die Teilnahme an der Gruppe sie in ihren Möglichkeiten zur sprachlichen Förderung der Kinder gestärkt hat? Wie beurteilen sie die Entwicklung der Sprachkompetenz ihrer Kinder – und welche Zusammenhänge sehen sie zu den Erfahrungen in der Gruppe? In ähnlicher Weise sollten Beobachtungen und Einschätzungen der beteiligten Erzieherinnen systematisch erfasst werden.

Vereinigung Hamburger Kindertagesstätten e.V.

Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg

Telefon : 040/42109-0

Fax: 040/4 2109-190

Referentin Kerstin von Bockel

Telefon: 040/42109118

E-mail: k.bockel@kitas-hamburg.de

Referentin Margarete Kossolapow

Telefon: 040/42109115

E-mail: m.kossolapow@kitas-hamburg.de

Aus der Diskussion:

Unterstützung von Migrantenfamilien

Die Diskussion konzentrierte sich wesentlich auf Nachfragen zum Konzept sowie auf die in den Projekten gesammelten Erfahrungen.

Frau Kayis erläuterte, dass – nach anfänglichen Problemen, Familien für die Beteiligung am Projekt zu motivieren – **HIPPY** heute in Bremen fest verankert sei. Es würden derzeit 200 Familien betreut – es bestehe jedoch das Ziel, die Anzahl der teilnehmenden Familien auf 400 aufzustocken. Die Zielgruppe werde über Mundpropaganda oder über eine gezielte Ansprache von Familien in den Kindertageseinrichtungen erreicht. Zurzeit übersteige die Nachfrage die vorhandenen Kapazitäten. Die Förderung der Kinder und Mütter in ihrer häuslichen Umgebung werde gemeinhin positiv bewertet. Der Erfolg des Projektes demonstrierte sich auch in sehr geringen Abbruchquoten.

Am HIPPY-Programm seien vor allem Mütter mit Migrationshintergrund beteiligt, überwiegend mit türkischer oder kurdischer Herkunftssprache. Darüber hinaus seien Aussiedlerinnen und deutsche Mütter beteiligt. Väter seien ausschließlich zu den Gruppentreffen zugelassen.

Auf Nachfragen zur Form und Qualität des im HIPPY-Programm verwendeten Übungsmaterials (z.B. Abbildung blonder Kinder, ästhetische Qualität) wies Frau Kayis darauf hin, dass die Materialien hochstandardisiert seien, d.h. in dieser Form in 28 Ländern genutzt würden, was in der Arbeit jedoch keine negativen Auswirkungen habe. Ergänzend führte Frau Kayis aus, dass Mütter mit unzureichenden deutschen Sprachkenntnissen die Übungen in ihrer Herkunftssprache durchführten. Die Vermittlung der deutschen Begriffe erfolge in diesen Fällen mit Hilfe von CDs.

Als positiv wertete Frau Kayis, dass die regelmäßigen Gruppentreffen der Mütter vielfach in Kindergärten durchgeführt würden. Teilweise seien an den Treffen auch die dort beschäftigten Erzieherinnen beteiligt. Hierdurch würden die Inhalte des Programms auch über den eigentlichen Teilnehmerkreis hinaus bekannt. Die Einbindung von Referenten aus Erziehungsberatungsstellen oder der Rechtsberatung in die Gruppenveranstaltungen fördere den Abbau von Schwellenängsten.

Die Projektkosten in Bremen wurden mit 150.000 € für 200 Familien angegeben.

Bei der Diskussion des Projektes „**Sprachförderung in Eltern-Kind-Gruppen**“ wurden vorwiegend konzeptionelle Fragestellungen erörtert, da die Umsetzung des Projektes erst im Sommer beginnen sollte.

Im Mittelpunkt des Interesses standen zum einen die Vertretungsregelungen für die in das Projekt einbezogenen Erzieherinnen. Die Referentinnen erläuterten, dass hierfür Springerstunden genutzt würden, teilweise auch Erziehungskräfte anderer Kindertageseinrichtungen zum Einsatz kämen.

Aus dem Kreis der Workshop-Teilnehmer kam ferner die Anregung, die Kooperation der beteiligten Kindertageseinrichtungen mit den vor Ort ansässigen Elternschulen sowie (in Horn) dem Bille-Netzwerk zu verstärken.

Insgesamt zeigte die Diskussion im Workshop, dass für Projekte und Maßnahmen zur Unterstützung von Migrantenfamilien bei der Erziehung ein hoher Bedarf gesehen wird. Hierbei wurde die Bedeutung niedrigschwelliger Ansätze und der Kooperation der neuen Projekte mit den vor Ort vorhandenen Einrichtungen hervorgehoben.

Ursula Meyer-Rumke

Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung,
Hamburg

Workshop 4

Entlastung von Familien im Alltag

Väter in der Familienbildung

Referentin: Volker Baisch, Väterzentrum

Moderation:

Angela Jaeger
Elternschule Steilshoop

Väter in der Familienbildung

Zukunftsweisende Konzepte und Ideen für die Väterbildung

Ausgangssituation für Väter

- Vaterschaft als Problem
- Väter in der Forschung
- Fakten zum Thema Vater

Partnerschaftsbeziehung

- Ausgangsposition ist die Gleichstellung und Gleichberechtigung der Partner
- Nach der Geburt wird die Gleichstellung zur Ungleichstellung
- Traditionalisierungseffekt nach der Geburt des ersten Kindes

Wie entkommt man dem Dilemma?

- Gegenseitige Würdigung und Anerkennung der geleisteten Arbeit (gilt für beide).
- Frauen sollten den Partner in seiner Erziehungskompetenz stärken und unterstützen.
- Rechtzeitige Absprachen über die Aufgabenverteilung und Finanzen.

Vater-Kind Beziehung: Sind Väter wichtig für ihre Kinder?

- Gleiches Bindungsverhalten
- Gemeinsamer Beitrag
- Väterlicher Einfluss ist für die Ausbildung und das Selbstwertgefühl der Kinder wichtig
- Der Vater kann die Qualität der Beziehung zum Kind in kurzer Zeit kompensieren

Zwei wesentliche Faktoren prägen die Vater-Kind Beziehung:

- Identifizierung des Mannes mit dem Kind während der Schwangerschaft
- Interaktion mit der Mutter des Kindes

Väterliches Engagement wirkt sich auf folgende Bereiche auf die Entwicklung des Kindes aus:

- Empathie
- Soziale Kompetenz
- Schulische Leistungsfähigkeit
- Problemlösungsfertigkeiten

Aktive Vater-Kind Beziehung ist geprägt durch:

- Körperbezogenes Spielen mit dem Kind
- Impulsive Gesten (Kitzeln/Hochschmeißen)
- Gefühlsoffener und zärtlicher Zuwendung
- Hohe Qualität statt Quantität der Beziehung

Väter in der Familienbildung

- Familienbildung = Mütterbildung
- Keine Etablierung der Väterbildung trotz Modellprojekte
- Zu wenig männliches Personal (90% Frauen) in Familienbildungsstätten
- Väternetzwerke
- Was hindert Väter, sich in der Familienbildung zu engagieren?
- Was lockt Väter in die Familienbildung?
- Orte von Väterbildung
- Zielgruppen
- Kursleiter und Referenten
- Schritte der Umsetzung für Väterbildung

Welche Konzepte sind Erfolg versprechend?

- Projekte zur Scheidungs- und Trennungsberatung
- Projekte für Väter, die ihre Arbeitszeit flexibilisieren wollen (Elternzeit/Teilzeit/Telearbeit)
- Projekte, die die Erziehungskompetenz der Väter erhöhen und sie in der Elternzeit unterstützen
- Projekte zur Geburts- und Elternvorbereitung

Angebotsformen von Väterbildung:

- Offene Angebote (Vorträge)
- Vater-Kind Angebote (Spielgruppe)
- Fortlaufende Kurse und Gruppen (Babymassage)
- Wochenendveranstaltungen und Bildungsurlaube

Themen für die Väterbildung:

- Erziehungsthemen (Trotz/ Machtkämpfe)/ Geschwisterkonstellationen/ Pubertät
- Vereinbarkeit von Familien und Beruf

- Vater-Tochter/ Vater-Sohn Beziehung
- Zeitmanagement/ Stressmanagement/ Coaching
- Trennung/ Scheidung/ Sorgerecht
- Wohnen mit Kind/ Steuer und Kinder

Öffentlichkeitsarbeit in der Väterbildung

- Männliches Vokabular (aus dem Beruf)
- Gezielte Ansprache der Väter/ Männer
- Männerspezifische Werbeträger
- Männerspezifische Werbeorte
- Netzwerke
- Ausschreibungstexte

Visionen für Väterbildung

- Zielgruppenorientierte Angebote für Väter
- Vernetzung von Fachkräften
- Kooperation der Familienbildung mit den Betrieben – neue Orte für die Väterbildung
- Mehr männliches Personal in der FB
- Vater-Kind-Stiftung
- Vaterschaftsurlaub

Kontakt:

Volker Baisch

*Väterzentrum Hamburg e.V.
Hohenzollernring 94, 22763 Hamburg*

Telefon./Fax: 040-39908539

*E-mail: vaeterzentrum@web.de
volker.baisch@web.de*

Aus der Diskussion:

Väter in der Familienbildung

In dem Workshop wurde diskutiert, welche Bedingungen zu einer verstärkten Einbeziehung der Väter in die Familienbildung führen könnten. Positive Erfahrungen gebe es, wenn

- qualifizierte männliche Kursleiter zu Verfügung stünden,
- die räumliche Gestaltung der Einrichtung auch auf Väter zugeschnitten sei,
- Väter gezielt angeworben würden (an Tankstellen ,Betrieben, Baumärkten, Standesamt...),
- Texte pragmatisch, knapp und positiv formuliert würden,
- die Angebotsinhalte die Väter interessierten („Wohnen mit Kindern“, „Versicherungen“, „Babymassage für Väter“ „Vater-Kind-Schwimmen“)
- Projektgelder zur Verfügung stünden.

Es wurde deutlich, dass Väter gern Zeit mit ihren Kindern verbrächten. Sie seien daran interessiert, ein gutes Verhältnis zu ihren Kindern aufzubauen und schätzten den Austausch mit anderen Vätern.

Grundsätzlich seien Angebote in der Familienbildung für alle Väter geeignet, die sich selbst mit dieser Rolle identifizierten, gern mehr Verantwortung als Vater übernehmen würden und Spaß an gemeinsamen Unternehmungen mit ihren Kindern hätten.

Im Hinblick darauf, welche Faktoren den Erfolg der Einbeziehung der Väter in die Familienbildung und Familienbildungsarbeit förderten oder hemmten, wurde folgende Punkte diskutiert:

Ein Grundkonflikt liege in der mangelnden Vereinbarkeit von Familie und Beruf – mehr noch für Väter als für Mütter. Die „unfreiwillig“ übernommene Rolle des Vaters als „Brotverdiener“ (67% aller Väter sähen sich selber als Erzieher ihrer Kinder und 40% würden gerne Teilzeit arbeiten) ließe kaum Zeit, als Honorarkraft in Elternschulen tätig zu sein. Väter, die sich in der Familienbildung engagierten, ließen sich aus anderen Beratungsstellen oder Kirchen (Pastoren) eventuell rekrutieren. Väter, die einmal einen Kurs besucht hätten, könne man für weitere Kurse begeistern und sie gleichzeitig auch mit der Leitung von Gruppen vertraut machen. Notwendig sei es, die Leitungsstellen in der Familienbildung zu gleichen Anteilen mit Männern zu besetzen, um Männer anzuwerben. Sonst bleibe das Angebot der Einrichtungen in Raumgestaltung, Angebot, Werbung und Personalausstattung auf Mütter fokussiert.

Erfolgsfördernd wirke sich auf jeden Fall die Bereitstellung von Projektgeldern und die Initiierung eines Modellprojektes aus, um der Väterbildung eine wichtige Anschubfinanzierung zu geben. Außerdem sollte die Familienbildung enger mit Betrieben kooperieren, um die Angebote „an den Mann“ zu bringen.

Hinsichtlich der **Weiterentwicklung der Praxis** in Hamburg ergab die Diskussion folgende Anregungen:

Vereinbarkeit von Familie und Beruf für beide Elternteile!

Es gelte betriebliche Grundlagen zu schaffen, die es Männern und Frauen erleichterten, sich für Familie zu entscheiden und Familie zu leben.

Mit dem Väterzentrum gebe es in Hamburg erstmalig eine Institution, die sich mit dem Thema Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Freizeit aus Väter-sicht beschäftige und konkrete Beratung anbiete (ab November mehr unter vaeter.de).

Väter in die Erziehungsverantwortung mehr einbinden!

Vorträge zum Thema Erziehung aus Väter-sicht (Väter und Söhne) seien sehr gut geeignet, um Vätern den Zugang zur Familienbildung zu erleichtern. Diese würden im Rahmen der Väterkampagne „Väter wollen mehr“ (www.vaeter-wollen-mehr.de) in vielen Elternschulen angeboten und seien in der Vergangenheit gut besucht worden.

Netzwerke zum Thema Väter

Netzwerke auf kommunaler und überregionaler Ebene seien die Grundlage für einen langfristigen Erfolg in der Väterbildung. Das „Hamburger Netzwerk für Väter“ sei die Grundlage, Väterbildung in Hamburg zu etablieren und in der Familienbildung zu verankern.

Väter in der Jugendhilfe

Die Diskussion habe deutlich gemacht, dass es in der Jugendhilfe den Bedarf gebe, sich dem Thema Väter zu widmen. Hierzu entwickelt das Väterzentrum zurzeit neue pädagogische Ansätze.

Ursula Meyer-Rumke

Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung

Workshop 5

Prävention durch Kooperation

Projekt „Erik“, Erziehungshilfe, Rat und Information im Kindergarten

Referentin: Roswitha Glatthaar
Arbeiterwohlfahrt in Düsseldorf

Landesmodellprojekt „Familienbildung in Kooperation mit Kindertageseinrichtungen“

Referentinnen: Benita Hartung

Moderation:

Hannes Classen
Landesarbeitsgemeinschaft für Erziehungsberatung
Hamburg

ERIK

Erziehungshilfe, Rat und Information im Kindergarten,

war ein von der Stiftung Jugendmarke für das Jahr 2000-2001 gefördertes Modellprojekt der Arbeiterwohlfahrt Düsseldorf. Seit dem 01.01.2003 ist ERIK eine feste Einrichtung der Arbeiterwohlfahrt.

Was ist ERIK

ERIK steht für die verbesserte Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtung (KITA) und Erziehungsberatungsstelle. ERIK bietet Erziehungsberatung in der Kindertagesstätte an. ERIK war ein präventives, niedrigschwelliges, lebensweltorientiertes Kooperationsprojekt der Düsseldorfer Arbeiterwohlfahrt.

Woraus besteht ERIK

ERIK besteht aus sogenannten Hilfebausteinen, die sich an Eltern und Erzieherinnen richten. Für jede KITA gibt es eine Ansprechpartnerin aus der Erziehungsberatungsstelle, die Hilfsangebote entweder selbst durchführt oder ermittelt.

ERIK in der Übersicht

Warum ERIK

Die Praxis der Erziehungsberatung (komplizierte und schwerwiegende Fälle, die oft erst viel zu spät vorgestellt werden) weist auf die Erfordernis früher und vorbeugender Hilfen hin. Die Probleme von Schulkindern haben fast immer ihre Vorläufer im Kindergartenalter. Bei Hilfsangeboten im Kindergartenalter ist die Kosten-Nutzen-Relation günstiger. Auch sind die Erfolgsaussichten besser als bei Interventionen zu einem späteren Zeitpunkt.

Wozu ERIK

Erziehungsberatung und Familienbildung sollen im Lebensraum Kindertageseinrichtung für Eltern und Erzieherinnen von Kindergartenkindern bestmöglich und frühestmöglich erreichbar sein. Die KITA soll zu einem Familienzentrum werden, in dem über die problemorientierte Zusammenarbeit hinaus Erziehungsberatung, Familienbildung und Kindertageseinrichtung in einem Verbundsystem auch fallübergreifend zusammenarbeiten. Über Kooperationen mit medizinischen und sozialen Diensten sollen Vernetzungen auch in diesem Bereich erschlossen und integriert werden.

Für wen ist ERIK da

ERIK richtet sich gleichrangig an die Eltern und an das pädagogische Fachpersonal der Kindertageseinrichtungen. Vermittelnd soll ERIK durch eine kompetentere und kindgerechtere Erziehung natürlich den Kindern zu Gute kommen.

Was ist das Neue, das Besondere an ERIK

ERIK konkretisiert eine systematisierte Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtung und Erziehungsberatungsstelle. Mitarbeiterinnen beider Institutionen arbeiten fallbezogen

und fallübergreifend kontinuierlich zusammen. In einer Steuerungsgruppe koordinieren Mitarbeiterinnen beider Bereiche die Kooperationsentwicklung, den Prozess. Die Erziehungsberatung ist im Lebensraum Kindertageseinrichtung mit ihren Hilfsangeboten selbstverständlich präsent. Neu entwickelte methodische Ansätze (Kinderkarten, PEC, Beobachtungsbogen) erleichtern den Zugang zur Beratung und erleichtern die Kooperation.

Mit welchen Fragen und Problemen kommen Eltern zu ERIK

Etwa ein Drittel aller Eltern wenden sich mit alltäglichen Erziehungsproblemen an die Beraterinnen, suchen nach Rat und Bestätigung im aufreibenden Erziehungsalltag mit kleinen Kindern. In etwa zehn Prozent aller Beratungsfälle geht es darum, Probleme zwischen KITA und Elternhaus zu besprechen und zu klären. Die restlichen sechzig Prozent der Beratungsanlässe kreisen um vermutete Entwicklungsverzögerungen der Kinder, familiäre Probleme wie Trennung und Scheidung, die emotionale Probleme bei den Kindern hervorrufen sowie Verhaltensauffälligkeiten der Kinder. Hier treten Schwierigkeiten mit aggressiven und unruhigen Kindern gehäuft auf.

Mit welchen Fragen und Problemen kommen die Erzieherinnen zu ERIK

Erzieherinnen nutzen die Gelegenheit der Sprechstunden in der Regel, um sich fachlichen Rat von außen zu holen in Bezug auf schwierige Kinder, den Umgang mit Eltern und die Auseinandersetzung mit der eigenen Berufsrolle.

Welchen Nutzen hat ERIK

Eltern und KITA-Mitarbeiterinnen nutzen ERIK als einen unkomplizierten, einfachen Weg, Unterstützung zu erhalten, ohne bürokratische Hürden überwinden zu müssen (Niedrigschwelligkeit). Darüber hinaus hat es sich erwiesen, dass Hilfestellung um so leichter angenommen wird, je vertrauter die Ansprechpartnerinnen sind und um so selbstverständlicher das Angebot zum Alltag der KITA gehört (Lebensweltorientierung). Langfristig kann die frühzeitige Hilfestellung so verhindern, dass alltäglichen Schwierigkeiten der Kinder große Probleme werden (Prävention).

Wie erreicht ERIK schwierige Zielgruppen

Dieser Arbeitsansatz ERIK stellt kein Allheilmittel dar, mit dem alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt werden können. Bewährt hat sich jedoch eine Form der Zusammenarbeit, die mit Geduld und Ausdauer versucht, es Eltern leicht zu machen, Beratung anzunehmen und die bei den Bedürfnissen und Wünschen der Eltern ansetzt. Gerade für diesen Bereich ist die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Beraterinnen und KITA-Mitarbeiterinnen häufig der einzige Weg, Fortschritte zu erzielen. In der Projektzeit gab es für türkische Familien Sprechstunden in ihrer Muttersprache sowie einen Prospekt in türkischer Sprache.

Was macht ERIK niedrigschwellig

ERIK erlaubt es Eltern wie KITA-Mitarbeiterinnen in einer vertrauten Umgebung Beratung und Hilfe ohne Voranmeldung und bürokratische Hemmnisse wahrzunehmen. Die begleitende Betreuung der Kinder ist für die Mütter sichergestellt und auch die Kinder müssen für diagnostische Maßnahmen, wie etwa eine Spielbeobachtung, ihre gewohnte Umgebung nicht verlassen. Wo ERIK zum selbstverständlichen Bestandteil der KITA geworden ist, empfinden Eltern es nicht mehr als Makel oder persönliches Versagen, wenn sie die Sprechstunde nutzen.

Wie hilft ERIK vorzubeugen

ERIK versucht anzusetzen, bevor Probleme eskalieren und bevor sich KITA-Mitarbeiterinnen und Eltern, hilflos und überfordert fühlen. Die Sicherheit, Hilfestellung und Unterstützung finden zu können, gibt vielen Ratsuchenden das Gefühl, wieder etwas für sich selbst und ihre Familie unternehmen zu können und Probleme meistern zu lernen, statt sie verbergen zu müssen.

Vernetzungsschaubild

Ziel ist auch, eine verbindliche, verlässliche Struktur einer weitreichenden Vernetzung aufzubauen, die Bestand hat über Einzelfälle hinaus.

*Roswitha Glatthaar
AWO Düsseldorf, Beratungsstelle Eller*

*Schlossallee 12 c
40229 Düsseldorf*

*Telefon: 02 11 / 60 02 53 63
Fax: 02 11 / 60 02 53 65*

E-Mail: eb.eller@awo-duesseldorf.de

Landesmodellprojekt „Familienbildung in Kooperation mit Kindertageseinrichtungen“

Referentin: Benita Hartung

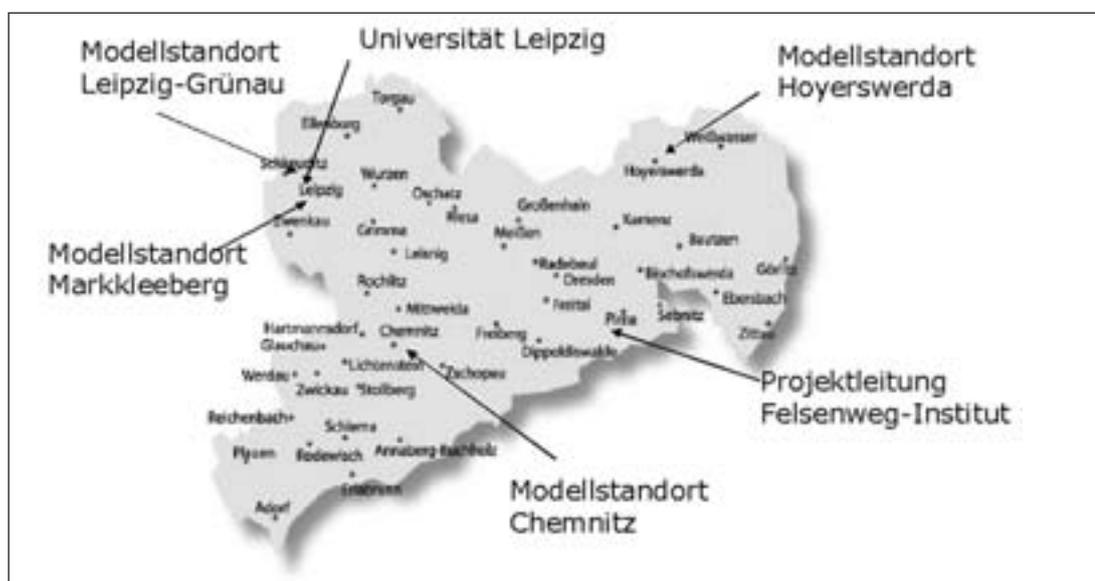
Ein Projekt des Sächsischen Landesjugendamtes, gefördert durch das Sächsische Staatsministerium für Soziales, Gesundheit, Jugend und Familie

1. Projektstruktur

Das Projekt „Familienbildung in Kooperation mit Kindertageseinrichtungen“ wurde für einen Projektzeitraum von 3 Jahren, beginnend mit dem 01.09.2001, ausgeschrieben.

Für das Projekt wurden neben der Projektleitung insgesamt vier Modellstandorte im Freistaat Sachsen ausgewählt.

- Projektleitung: Felsenweg-Institut der Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie in Langenhennersdorf bei Pirna
- Modellstandort Hoyerswerda: Familiennetzwerk Hoyerswerda, Sozialverband Sachsen VdK e.V.
- Modellstandort Chemnitz: Kindertagesstätte auf dem Sonnenberg Chemnitz, Stadt Chemnitz, Amt für Jugend und Familie
- Modellstandort Markkleeberg: Lichtblick e.V. Familienzentrum Markkleeberg



- Modellstandort Leipzig-Grünau: Kinder-, Jugend- u. Familienzentrum Leipzig-Grünau, Caritasverband Leipzig e.V.

Die 4 Modellstandorte unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Lage, ihren Trägern und ihrem sozialen Umfeld.

An den Modellstandorten sind projektbezogen Koordinatorinnen angestellt, die vor Ort für die Umsetzung der Projektvorhaben Sorge tragen. Jeder Modellstandort kooperiert mit mehreren Kindertageseinrichtungen. Insgesamt sind bis zum jetzigen Zeitpunkt 20 Kindertageseinrichtungen beteiligt.

Die wissenschaftliche Begleitforschung des Landesmodellprojekts wird durch den Lehrstuhl für Erwachsenenpädagogik der Universität Leipzig wahrgenommen. Die Trennung von Projektleitung und wissenschaftlicher Begleitung gewährleistet zum einen, dass auch das Vorgehen der Projektleitung selbst im Sinne einer Qualitätssicherung reflektiert wird. Zum anderen besteht ihre Aufgabe darin, den Entwicklungsprozess, d.h. die Ausgangssituation, die Veränderung und die Konsequenzen des gesamten Modellprojektes zu verfolgen.

1. Projektabsicht und Zielsetzung

Mit dem Projekt wird ein Versuch gestartet, über die Kindertageseinrichtungen neue Familien für die Familienbildung zu erreichen.

Die Projektabsicht geht von folgender Überlegung aus: Durch die vorhandenen Angebote der Familienbildung in Sachsen werden vorwiegend Familien erreicht, die sich bereits um den Ausbau ihrer Erziehungskompetenz bemühen. Kindertageseinrichtungen verfügen über umfangreiche Kontakte zu Eltern aller sozialen Schichten.



Aus diesem Grund stellt es sich als theoretische Chance dar, Familienbildungsangebote in Kooperation mit Kindertageseinrichtungen zu entwickeln und anzubieten, um neue Familien zu erreichen.

Zentrales Ziel ist es, durch Kooperationen zwischen Kindertageseinrichtungen und Trägern der Familienbildung Familien zu erreichen, die bisher der Familienbildung fern bleiben. Dabei sollen unterschiedliche Angebote und Angebotsformen entwickelt und erprobt werden.

Gleichzeitig wird untersucht, welche Vernetzungsstrukturen für die Erreichung neuer Familien hilfreich sind.

Innerhalb des Landesmodellprojektes wird der Fokus verstärkt auf die Familie als Ganzes gerichtet. Damit ist das Anliegen verbunden, einen positiven Einfluss auf die Familienerziehung zu nehmen. Dies geschieht aus der entwicklungspsychologischen Grundüberzeugung heraus, dass die Familie den größten Einfluss auf die kindliche Entwicklung ausübt.

Die Kindertageseinrichtung soll diesen primären Ort der kindlichen Sozialisation stärken und ergänzen. Wie diese notwendige Stärkung aussehen kann und welche Aufgabe dabei den Erzieherinnen zukommt und welche idealerweise durch Kooperationen mit Trägern der Familienbildung übernommen werden sollten, ist eine der leitenden Fragestellungen des Projektes.

Aus der Diskussion:

Prävention durch Kooperation

Der Begriff Familienbildung wird im »Landesmodellprojekt Sachsen: Familienbildung in Kooperation mit Kindertageseinrichtungen« umfassender verstanden als in Hamburg – er umfasst Einrichtungen wie Elternschule und Erziehungsberatung (EB) ebenso, wie ambulante Hilfen zur Erziehung und Angebote der offenen Kinder und Jugendarbeit.

Als sinnvoll, wenn auch sehr aufwändig, haben sich insbesondere die offenen Sprechstunden erwiesen. Die Zahl der Überweisungen von Familien aus den Kitas an die EB hat erheblich zugenommen.

Entscheidend für das Gelingen des Projekts ist vor allem die Motivation des Kindertagesheimpersonals. Weitere erfolgsfördernde Faktoren sind auf Seiten der EB Geduld, Ausdauer und personelle Kontinuität. Erzieherinnen wie Eltern brauchen dringend gegenseitige Anerkennung! Hier kann die EB fördernd wirken.

Das Angebot von »ERIK« wird von Seiten der Kitas wie der Eltern sehr gut genutzt. Inzwischen kommen ständig Anfragen von weiteren Kitas an »ERIK«, die jedoch mangels entsprechender Kapazität abgewiesen werden müssen. Als besonders nützlich haben sich auch hier Sprechstunden der EB in den Kitas erwiesen – allerdings mit sehr langen Anlaufphasen. Von Seiten der EB ist hier viel Ausdauer erforderlich. Probleme gibt es bisweilen bei Konflikten zwischen Eltern und Kita. Erziehungsberater- und -beraterinnen sind hier gefordert, ihre unabhängige Position zu bewahren.

Notwendig für das Gelingen des Projekts ist der Aufbau vertrauensvoller Beziehungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der EB zum Kita-Personal und den Eltern. Dies braucht kontinuierliche Präsenz der jeweiligen EB-Mitarbeiterin vor Ort, mindestens einmal pro Woche, über einen langen Zeitraum. (*Frau Glatthaar: „Die Erzieherinnen kennen mich, die Eltern kennen mich, die Kinder kennen mich.“*) Günstig ist, wenn zunächst die Kooperation mit dem Kita-Team gesucht wird.

Die Motivation des Kita - Teams ist der zweite wichtige Faktor für den Erfolg. Kooperation kann nicht einfach verordnet werden, sondern sollte dort beginnen, wo Kitas das wünschen.

Aus den Erfahrungen der Modellprojekte wurden als Anregungen für die Hamburger Praxis wurden in dem Workshop folgende Anregungen erarbeitet:

- Kitas sollten Erziehungsberatungsstellen nach themenspezifischen Elternabenden fragen.
- Kitas sollten einer Mitarbeiterin/einen Mitarbeiter der örtlichen EB in ihr Team einladen.
- Eben sollten in Kitas Vortragsreihen anbieten zu allgemeinen Erziehungsthemen wie »Grenzen setzen«. Die Vorträge sollten mit Kinderbetreuung stattfinden.
- Elternschulen sollten Elternkurse in Kitas anbieten.
- Die Kooperation sollte auf spezifische Bedürfnisse des jeweiligen Kitas abgestimmt sein.

Insgesamt wurden die Erfahrungen der einzelnen Projekte als nützliche Anregung für Hamburg gesehen. Deutlich wurden aber auch, dass eine so intensive Kooperation zwischen EB, Familienbildung und Kita bei den derzeitigen personellen Kapazitäten nur in ausgewählten

Kitas durchgeführt werden könnte – und dies auch nur bei Reduzierung anderer Arbeitsbereiche.

Maria Gerhard

Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung

Abschlusspodium

Familien zu Gewinnern machen: Was ist zu tun?

Annegrethe Stoltenberg
Diakonisches Werk

Prof. Dr. Wulf Rauer
Deutscher Kinderschutzbund, Lv. Hamburg

Dr. Susanne Mayer
ZEIT-Redaktion
Veröffentlichung: „Deutschland armes Kinderland“

Irmela Hannover
WDR-Redaktion „ServiceZeit Familie“

Dr. Valerie Le Vot-Wenzel
Elternvertretung Kindertagesstätte

Dr. Wolfgang Hammer
Amt für Familie, Jugend und Sozialordnung,
Hamburg

Moderation:

Dr. Vera Birtsch
Büro für Familien-, Jugend- und Sozialpolitik

Familien zu Gewinnern machen: Was ist zu tun?

Die Hauptdiskussionspunkte zusammengefasst von Vera Birtsch

Wie können Familien zu Gewinnern werden, wenn sie heute zu den Verlierern der Gesellschaft zählen, so lautete die Frage der Podiumsdiskussion am Ende des Fachtags. Die Diskussions- teilnehmerinnen und -teilnehmer sprachen aus ihrem jeweiligen Blickwinkel als Mutter oder Vater und als Journalistin oder Wissenschaftler, als Landespastorin und mit leitender Verant- wortung in der freien Wohlfahrtspflege, in der Fachbehörde oder beim Kinderschutzbund. Kenntnisse über die Familiensituation im europäischen Umland konnten von einzelnen Teil- nehmerinnen über eigene biographische Erfahrungen eingebracht werden. Entsprechend war die Diskussion facettenreich und vielseitig, wenn auch hin und wieder zum Bedauern mancher Zuhörer überraschend einstimmig.

Was macht Familien zu Verlierern?

Die Mütter der Elternschule Langenhorn hatten im Videofilm davon gesprochen, dass das Elternsein manchmal sehr anstrengend sei: „Es gibt zu viele Entscheidungsmöglichkeiten, so viele Einflüsse auf einmal“, „es ist sehr viel Verantwortung“ und: „wenn die Kinder lieb sind, finden sie alle toll aber sonst stören Familien doch nur.“ Die Mütter sprachen aber auch da- von, dass „das Leben ohne Kinder langweilig ist.“

Susanne Mayer beschrieb besonders plastisch und an Beispielen, was Eltern empfinden: als würden sie sich zerreißen, um ihren Kindern Pflege, Schutz, Bewegung und vor allem Zuwen- dung zu geben. Sie mühen sich, um ihnen Teilhabe an den Bildungsinstitutionen und am nicht mehr weg zu denkenden Konsum zu ermöglichen. Besonders in den Großstädten geraten Fa- milien in die Minderheit: „Je weniger Familien in einer Stadt leben, umso unattraktiver wird es dort für Familien. Nachbarschaften verlieren ihren Zusammenhalt, der nicht selten gerade über die Kinder geknüpft wird. Schwimmbadpreise werden unerschwinglich für alle, die nicht alleinstehend sind und ihr gutes Einkommen mit niemanden teilen müssen. Familienangebote wie Kindergärten werden unrentabel.“

Und weiter: Hinzu käme, dass Institutionen, die Eltern entlasten sollen, oftmals zu schlecht funktionieren: Wie Kindertagesstätten, die in ihren Betreuungszeiten zu unflexibel seien oder wie Schulen, die den Kindern Bildungsabschlüsse und Eintrittskarten in die Berufsausbildung vermitteln sollen, also ihre Bildungschancen erhöhen sollen und diese Ziele zu schlecht er- reichen. „Viele Schulen arbeiten wie Ganztagschulen, die nachmittags privat in der Familie betrieben werden. Dass dies nicht gelingen kann, weil Eltern dafür nicht ausgebildet sind, zeigt uns Pisa. Solch kostenloser Schulservice ist gar nicht zu erbringen von Eltern, die be- rufstätig sind, was jeder schon daran sehen kann, dass Väter gar nicht in der Lage sind, diese Arbeit zu leisten.“

Annegrethe Stoltenberg beleuchtete als Landespastorin und Diakonie-Chefin noch einen an- deren Aspekt. Ihr macht Sorge, dass Kinder in ihrer körperlichen, seelischen und geistig-reli- giösen Entwicklung dann zu wenig Unterstützung erhalten, wenn sich die Bindung zu ihren Eltern nicht stabil genug entwickelt. „Im Umgang mit Fremdem und Widrigem brauchen Kin-

der vertrauensvolle Beziehungen. Ohne die Erfahrung vorbehaltloser Liebe und Zuwendung werden sie kaum in der Lage sein, Zutrauen zu sich selbst und zu anderen zu entwickeln“. Die Erziehung zu einer eigenständigen Persönlichkeit bedeute, mit den Freiheiten in unserer offenen Gesellschaft selbstbewusst und verantwortungsvoll – eben auf der Basis stabiler Bindungen und der Erfahrung gelebter Werte – umgehen zu können. Bei dieser Aufgabe seien Eltern und vor allem Alleinerziehende heute aber zu sehr allein gelassen.

Der These, dass Familien als Verlierer in unserer Gesellschaft per se gleichzeitig zu den Armen zählen, wollten die Podiumsteilnehmer nicht folgen, die materielle Situation der Familien müsse differenzierter betrachtet werden: Einkommen, Wohnverhältnisse, Verkehrs- und soziale Umfeldbedingungen müssten mit einbezogen werden.

Es wurde angesprochen, dass Eltern ein geringeres Einkommen haben als Paare ohne Kinder. Dies würde natürlich erhebliche Einschränkungen nach sich ziehen. Es wurde allerdings sehr eindringlich auch auf die Umfeldbedingungen in den Wohngebieten der Familien hingewiesen, die ständige Einschränkungen nach sich zögen. Dabei spielten die fehlenden Zugangsmöglichkeiten in U-Bahnstationen für Mütter mit Kinderwagen, die Gefahren im Straßenverkehr, vor allem für kleine Kinder, eine große Rolle. Von mehreren Teilnehmerinnen des Podiumsgesprächs wurden allerdings auch die sozialen Bedingungen hervorgehoben. So kritisierten **Valérie Le Vot-Wenzel**, **Susanne Mayer** und **Irmela Hannover**, dass den Eltern von vielen Menschen häufig ein schlechtes Gewissen gemacht würde dahingehend, dass ihnen Normen vorgehalten würden, wie man sich als Mutter oder Vater zu verhalten habe. Dass das Auftreten als Familie negativ kommentiert würde, sodass ständig das Gefühl entstünde, unerwünscht oder überflüssig zu sein oder aber alles falsch zu machen. Schlimmstenfalls natürlich beides. Frau Le Vot-Wenzel wies insbesondere darauf hin, dass dies aus ihrer Sicht ein speziell deutsches Problem sei und Familien in Frankreich von dieser sozialen Belastung weitgehend frei wären, dass das Familienleben in der Öffentlichkeit dort viel selbstverständlicher wäre.

Diese Aussagen erinnerten an Aussagen der Mütter im Videofilm. Mehrere Mütter hatten dort über ihren in der Regel sehr unübersichtlichen Alltag gesprochen, in dem vieles auf einmal berücksichtigt werden müsse, sie sich oftmals überfordert fühlten. Ergänzende Kommentare machten deutlich, dass sich die Mütter vor allem auch unter Druck fühlen, alles richtig machen zu müssen und ihr Wunsch ging gerade auch dahin, jemanden unterstützend zur Seite zu haben, der z.B. sagen könnte: „Das musst Du jetzt nicht so ernst nehmen. Hier kannst Du auch mal locker lassen.“

In der WDR-Familiensendung „ServiceZeit Familie“ berichten Eltern, so **Irmela Hannover**, häufig über Probleme des Alltags, bei denen man sich fragen würde, warum sie diese nicht auch ohne fremde Hilfe lösen könnten. Die Fragen erklärten sich nur aus einer umfassenden Verunsicherung im Erziehungsverhalten. Dies würde auch verständlich machen, warum der Bedarf an Ratgebersendungen so groß sei.

Auch das Thema Armut von Familien wurde hinsichtlich der materiellen und der sozialen Belastungen erörtert. **Wulf Rauer** berichtete unter Heranziehung der entsprechenden Zahlen und Fakten über die besondere Belastung der kinderreichen Familien und der Familien, die von Sozialhilfe leben. Die zahlenmäßig kontinuierlich zunehmenden Scheidungsfamilien mit ihren oft dramatischen Folgen in psychosozialer wie in materieller Hinsicht seien ein immer aktuelleres Merkmal der heutigen Familiensituation – vor allem in einer Großstadt wie Hamburg. Später fügte der Erziehungswissenschaftler und Vorsitzende des Hamburger Kinderschutzbundes jedoch hinzu: Um der Lage der Familien wirklich gerecht werden zu

wollen, müsste aber berücksichtigt werden, dass heute immer noch 84% der Minderjährigen mit beiden Eltern aufwachsen, dass für viele also doch normale Verhältnisse in der familiären Situation gelten würden. Die Podiumsteilnehmer waren sich weitgehend einig darüber, dass man insgesamt nicht in eine Dramatisierung der Familiensituation verfallen dürfe, dies gelte auch für die materiellen Rahmenbedingungen des Familienlebens.

Nur kurz gestreift wurden bei der Diskussion Aussagen aus dem Vortrag von Wassilios Fthenakis, der über die sensiblen und krisenanfälligen Phasen der Familienentwicklung gesprochen hatte, die Phasen des Übergangs: Bei der Geburt des ersten Kindes von der Partner- zur Elternschaft, beim Eintritt in den Kindergarten, beim Eintritt in die Schule usw. „Beim Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft erleben die Eltern, dass sie das von ihnen favorisierte Partnerschaftsmodell der gemeinschaftlichen Bewältigung des Lebens nicht aufrechterhalten können:

- Die Gleichstellung von Mann und Frau bricht nach der Geburt des ersten Kindes zusammen. Eine gemeinsame Bewältigung des Lebens ist nicht mehr möglich.
- Die ausgewogene Einkommensverteilung von Männern und Frauen am Anfang klafft nun auseinander.
- Der Haushalt fällt allein in den Verantwortungsbereich der Frau.
- Die Partnerschaftsqualität nimmt ab.
- Die als negativ empfundene Entwicklung zementiert sich nach der Geburt des zweiten Kindes. Vielfach wird das zweite Kind nicht mehr geboren, da genau dieses Zementieren vermieden werden soll.“

Diese Situation, so Fthenakis, könne aber durch Attribuierungen des jeweilig guten Willens durchaus ausgehalten und bewältigt werden. Daraus ergäben sich Hinweise für die Arbeit der Elternbildung und -beratung. Die Podiumsteilnehmer interessierten sich in der Diskussion allerdings weniger für diesen Hinweis auf die innere Situation heutiger Partnerschaften. Sie betonten mehr ihre Einschätzung, dass Eltern unter den insgesamt sehr schwierigen Rahmenbedingungen „einen guten Job machten“. **Irmela Hannover:** „Wir meinen, dass Eltern keine Rezepte brauchen, um gute Eltern zu sein. Sie müssen als erstes aus der Schuldkomplexfalle herausgeholt werden, in die sie eine singlekulturorientierte öffentliche Meinung gesetzt hat und man muss ihnen den Rücken stärken für den alltäglichen Kampf gegen die Widrigkeiten einer kinder- und familienentwöhnten Umwelt.“ Dies ist auch das Konzept der Familiensendung des WDR „ServiceZeit Familie“, und so wurde der Reigen der zahlreichen Vorschläge eröffnet, die **Familien wieder mehr zu den Gewinnern der Gesellschaft** machen könnten.

Die Ratgebersendung des WDR „ServiceZeit Familie“ will den Familien bei ihren schwierigen Aufgaben „zur Seite stehen und gleichzeitig den Spaß und den Optimismus vermitteln, den das Leben mit Kindern bringt. Wir teilen nicht den allgemeinen, sich gerade auch in den Medien ausbreitenden Kulturpessimismus, der die Familie als ein Auslaufmodell sieht, das in Erziehungs- und Bildungsfragen zunehmend versagt. Wir meinen, dass Familien in der Regel einen guten Job machen, allerdings von der Gesellschaft bei dieser schwierigen Aufgabe weitestgehend alleingelassen werden. Schon allein um hier Unterstützung auch öffentlich einzufordern, ist eine solche Sendung nötig.

Darüber hinaus brauchen Familien natürlich auch direkte Beratung und eine Fernsehsendung hat den Vorteil, ein besonders „niedrigschwelliges“ Angebot liefern zu können. Gerade in

Erziehungsfragen herrscht heute große Verwirrung und Verunsicherung. Das beginnt schon beim Streit darüber, was für Kinder eigentlich das Beste ist und welche Ziele und Werte vermittelt werden sollen. Sollen sie fit für den Überlebenskampf in einer konkurrenzorientierten Leistungsgesellschaft gemacht und also mit Ellenbogen und Zähnen ausgestattet werden, oder wollen wir lieber den sozial verantwortlichen, in demokratischen Auseinandersetzungen geschulten, empathiefähigen Menschen heranziehen? Da sich diese Ziele und Werte einigermaßen in die Quere kommen, gibt es entsprechend viele unterschiedliche Erziehungskonzepte mit jeweils sehr unterschiedlichen Ansätzen (z.B. das sehr rezepthaft aufgezogene, gehorsamsorientierte Triple P oder das sich mehr am Erziehung-ist-Beziehung-Grundsatz orientierte Konzept des Deutschen Kinderschutzbundes).“

Diesen Beitrag ergänzte **Wulf Rauer** mit Hinweisen auf aktuelle Erfahrungen aus zwei neueren Projekten des Kinderschutzbundes. Für das Elterntrainingsprogramm „Starke Eltern – Starke Kinder“ sind bis Mai des Jahres 2003 bundesweit rund 1900 Kursleitungen ausgebildet worden, die dieses Konzept seitdem in ihren Einrichtungen anbieten dürfen. Damit ist innerhalb kürzester Zeit – wie auch in Hamburg – ein Elternkurs in der Fläche verbreitet worden, der das Selbstbewusstsein von Eltern als Erziehern stärkt, Wege aus Konflikten aufzeigt, das Gespräch in der Familie erleichtert und Austausch mit anderen Eltern bietet. Ähnlich erfolgreich ist das bundesweit kostenlos zugängliche Elterntelefon des Kinderschutzbundes. Schon im zweiten Halbjahr seines Bestehens hat das Hamburger Elterntelefon die meisten Beratungsgespräche aller deutschen Elterntelefone durchgeführt. Dieser Befund zeigt, dass gerade auch in Hamburg dieses Angebot für Eltern, die unsicher sind, ob sie in der Erziehung das Richtige tun, die manchmal einfach nicht mehr weiter wissen und das Gefühl haben, dass ihnen alles über den Kopf wächst, sehr nachgefragt wird. Beide Projekte sind wichtige Bausteine für eine Entlastung von Eltern und für eine fundierte und realitätsgerechte Umsetzung des Rechtes der Kinder auf eine gewaltfreie Erziehung.

Diese Aussage wurde auch durch andere Beiträge unterstützt. Die alltäglichen Leistungen der Eltern sollten verstärkt werden dadurch, dass z.B. die Beratungsangebote niedrigschwellig zur Verfügung stehen, welche Wassilios Fthenakis zur Bewältigung der sensiblen Phasen der Familienentwicklung für erforderlich hält. Eltern sollten bereits sehr frühzeitig über alle Möglichkeiten der Beratung und Unterstützung informiert werden. Z.B. sollte der niedrigschwellige Zugang in Kindertagesstätten, ärztlichen Praxen, Geburtskliniken, dort, wo sich alle Eltern zu bestimmten Zeiten aufhalten, geschaffen werden.

Wolfgang Hammer wies als Vertreter des Amtes für Familie, Jugend und Sozialordnung darauf hin, „dass die Behörde das gesamte Hilfeangebot der Jugendhilfe in seiner familienpolitischen Wirkung gegenwärtig effektiviert und verbreitert. Mit der Entwicklung dieses Ausbauprogramms wird gleichzeitig eine Orientierung an bundesweiten und internationalen Fachstandards vorgenommen werden.“ Er wies gleichzeitig die oft in Hamburg geäußerte Kritik an der Finanzierung dieses Programms zurück. Einzelbezogene Hilfen zur Erziehung würden selbstverständlich weiter gewährt, sie müssten allerdings ihrerseits reformiert werden. Weiter führte er aus: „Ambulante Hilfen zur Erziehung sollen zum Teil durch einen Ausbau der infrastrukturellen Angebote mit einer Verstärkung einzelfallwirksamer Maßnahmen ersetzt werden oder im Rahmen regionaler Versorgungsverträge durch Vernetzung mit dem gesamten Hilfesystem sowie Stärkung der Selbsthilfepotentiale effektiver geleistet werden. Damit soll auch der Entwicklung Rechnung getragen werden, dass die zunehmende Kostenbelastung im Bereich der ambulanten Erziehungshilfen nicht nur in Hamburg nicht einhergeht mit einer entsprechend hohen Effektivität. Dies belegt aktuell die bundesweite Jugendhilfestudie, nach

der die ambulanten Erziehungshilfen in ihren Erfolgen bei unter 50 % liegen und diese Erfolge häufig nur Kurzzeiterfolge bei Jugendlichen darstellen, ohne das familiäre Umfeld in seiner Erziehungsfähigkeit strukturell zu stärken. Letzteres ist aber die Voraussetzung, um wirksam Erziehungshilfen leisten zu können.

Deshalb sind eine stärkere Ausrichtung auf die Verknüpfung von Angeboten der Jugend- und Familienförderung mit einzelfallwirksamen Hilfen und ein Ausbau der Angebote der Jugend- und Familienförderung zugleich eine größere Chance, Familien dauerhaft bei der Lösung von Erziehungsproblemen helfen zu können. Diese Neuorientierung bietet zugleich auch die Chance, dass Eltern früher als bei der bisherigen Hilfestruktur die Bedeutung und die Möglichkeiten ihrer eigenen aktiven Mitwirkung am Gelingensprozess erkennen und selbstbewusster einbringen. Ziel ist, Familien nicht dauerhaft abhängig von Erziehungshilfen zu machen. Mit der stärkeren Verzahnung der ambulanten Erziehungshilfen mit den Angeboten der Familienförderung erfüllt Hamburg zugleich eine Forderung, die im 10. Jugendbericht an mehreren Stellen eindeutig gefordert wird.“

Selbstverständlich bräuchte die Familie aber auch eine vielfältige lebenspraktische Unterstützung, die im europäischen Ausland oftmals verfügbar ist. So die Elternvertreterin aus der Kita Brödermannsweg, **Valérie Le Vot-Wenzel**: „In einem Land, in dem Kinder nicht gerade zahlreich sind und ein Verarmungsrisiko darstellen, hätte Hamburg die Chance, sich durch wenig kostenspielige Maßnahmen als Standort für eine gelungene Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie von Kindern und Großstadt zu profilieren: gute Infrastrukturen (Kitas, große Firmen, grüne Flächen), eine besondere Bevölkerungsstruktur (viele studierte Frauen, viele Berufstätige) sind hervorragende Voraussetzungen für eine Familienpolitik, die den Familien, aber auch der Wirtschaft und dem Image Hamburgs dienen kann. So könnte der Senat zentrale Anlaufstellen für Familien einrichten, zum Beispiel in der Nähe der Kitas, in denen sowohl werdende als auch bestehende Familien sich über konkrete Unterstützung und Angebote informieren und alle Fragen (bürokratischer oder pädagogischer Art!) zur Bewältigung des Alltags mit Kindern stellen könnten. Eine Familien-Hotline und eine Familien-Web-Side, rund um die Uhr und die ganze Woche erreichbar, würden auch Entlastung bringen: Familien sind noch zu sehr allein gelassen bei der Suche nach konkreter Hilfe oder bei allgemeinen Fragen. Die Ernennung eines Kinder- oder Familienbeauftragten mit reellen Befugnissen wäre ein weiteres Mittel, um zur Verbesserung des Alltags der Kinder in dieser Stadt beizutragen. Nicht die Mittel fehlen, sondern der politische Wille: es muss ein undogmatisches und positives Bild der Familie gefördert, eine gute und breite Kinderbetreuung von früh auf gesichert und den Familien mit überschaubaren und niedrigschwelligen Angeboten entschieden geholfen werden.“

Diesem Blick ins europäische Ausland folgte auch **Susanne Mayer**. Hamburg müsse im Ausbau von familiengerechter Umwelt großzügig sein: Krippen und Kindergartenplätze müssten in ausreichender Zahl eine Selbstverständlichkeit sein, Großzügigkeit sei auch bezogen auf die Öffnungszeiten der Kindertagesbetreuung wünschenswert. Ferner schlug sie vor, einen stärkeren Schwerpunkt im Bildungsbereich zu setzen: Ein „Bildungshoch im Norden zu schaffen, das den Eltern Kindergärten und Schulen von skandinavischer Qualität garantiere.“ Und als Letztes wünschte sie sich, dass „Kosten für die Ausbildung von Kindern in Kindergärten und Schulen doch mehr von der Allgemeinheit getragen werden sollten als gegenwärtig.“ Nicht zuletzt müsse, und dies sagte sie ausdrücklich mit dem Hinweis auf die Strategie „Wachsende Stadt“, im „Bereich der Stadtentwicklung eine Überplanung bestehender Wohnviertel geschehen, um den Familien familiengerechtes Wohnen zu ermöglichen.“ Ferner seien unfallfreie Wege für Kinder zu Kindergarten und Schule wie auch zu Freunden dringend erforderlich.

Und noch weitere Vorschläge zur Entlastung von Familien wurden im Zuge der Abschlussdiskussion formuliert:

Nach dem Vorbild der Mütterzentren müssten weitere zentrale Anlaufstellen geschaffen werden, bei denen neben der Kinderbetreuung Beratungsmöglichkeiten bestehen, bei denen Mütter, die ihre Kinder am Nachmittag abholen, auch ein kleines Abendessen erhalten und nicht extra noch einkaufen und kochen müssen.

Es sollte Spielmöglichkeiten direkt in der Innenstadt, also z.B. eine Hafepipe in der Spitaler Straße geben. Dann könne man größere Kinder dort auch einmal beim Einkauf kurz allein lassen.

Familiengerechtes Wohnen solle nicht nur für Familien mit Kindern, sondern auch für Senioren geschaffen werden. So könnten produktive, generationsübergreifende Lebenszusammenhänge entstehen.

Projekte zur Freizeitgestaltung, an denen Kinder, Jugendliche und Eltern mitwirken können: an der Elbe ein Floß bauen oder andere Aktionen.

Da Kinder und Familien bundesweit und auch gerade in der Großstadt Hamburg eine Minderheit sind, muss nach Auffassung von Wulf Rauer auch über eine stärkere Beteiligungsmöglichkeit in der parlamentarischen Auseinandersetzung um politische Prioritäten nachgedacht werden. Neben der Einrichtung einer Kinderkommission in der Hamburger Bürgerschaft sollte auch das Wahlrecht so geändert werden, dass Kinder von Geburt an ein Stimmrecht erhalten, das z.B. treuhänderisch von ihren Eltern wahrgenommen werden könnte. Auf diesem Wege würden die Chancen auf eine Realisierung der notwendigen Verbesserungen für die Entlastung von Familien erheblich steigen.

Betrachtet man die Argumente mit zeitlichem Abstand, so drängt sich die Frage auf, ob sie nicht sehr durch die Erfahrungen berufstätiger Mütter bestimmt waren. Es wäre interessant gewesen zu fragen, wie sich Mütter ohne Berufstätigkeit eingebracht hätten, statistisch gesehen sind immerhin 40 % der Mütter mit Kindern unter 18 Jahren nicht erwerbstätig. So ist z.B. die Frage, ob dann ebenso viel Unzufriedenheit mit der Kindertagesbetreuung in Hamburg formuliert worden wäre und ob Klagen über geringe Anerkennung von Erziehungsleistungen in gleicher Weise ausgefallen wären.

Mutig jedenfalls solle die Stadt sein, darin waren sich die Diskussionsteilnehmerinnen und -teilnehmer zum Schluss einig, mutig nicht nur kleine, sondern auch große Schritte für Familien zu tun: mehr familiengerechten Wohnraum, eine größere Verkehrssicherheit für Kinder, Entlastung der Eltern durch zeitgerechte Kinderbetreuung und durch eine Vielzahl kleiner Hilfen in der städtischen Infrastruktur mit Blick auf Eltern und Kinder, Familienberatung und vor allem eine öffentliche Diskussion, die den Eltern mehr Selbstbewusstsein vermittelt – Schritte also in Richtung auf eine **wachsende Stadt**. Die Diskussionsteilnehmerinnen und -teilnehmer gingen nicht davon aus, dass alle Vorschläge auf einmal Wirklichkeit werden könnten und waren der Auffassung, dass die Umsetzung bereits einzelner Vorschläge Hamburg familienfreundlicher machen könnte.

Feedback-Fragebogen (von 180 Teilnehmern haben 69 Teilnehmer ausgefüllt) zum Fachtag „Familien stark in der Erziehung“ am 16.6.2003

Im Mittel wurde gewertet:

1. Schätzen Sie bitte die Bedeutung des gesamten Fachtages für Ihre Berufspraxis ein.

1 2 3 4 5 6 (M= 3,2)
 <--- geringe Bedeutung.....hohe Bedeutung --->

2. Wie beurteilen Sie die Praxisrelevanz der einzelnen Programmpunkte?

a) Vortrag

1 2 3 4 5 6 (M= 4,9)
 <--- geringe Bedeutung.....hohe Bedeutung --->

b) Video

1 2 3 4 5 6 (M= 2,7)
 <--- geringe Bedeutung.....hohe Bedeutung --->

c) Workshop Nr. __

1 2 3 4 5 6 (M= 4,5)
 <--- geringe Bedeutung.....hohe Bedeutung --->

d) Podiumsdiskussion

1 2 3 4 5 6 (M= 3,2)
 <--- geringe Bedeutung.....hohe Bedeutung --->

3. War das Thema Ihrer Meinung nach für die aktuellen Fragen der Familienpolitik richtig gestellt?

1 2 3 4 5 6 (M= 4,3)
 <--- kaum voll --->

4. Welche Anregungen/Hinweise haben Sie zum organisatorischen Rahmen (Dauer der Veranstaltung, Ablauf, Zeitplan etc...) und zum Veranstaltungsort?

Mehr Diskussionsmöglichkeiten unter den Teilnehmern wurden gewünscht. Die Veranstaltung wurde z. Teil wegen der Dauer als anstrengend empfunden. Die Räumlichkeiten wurden gelobt, aber der Baulärm beklagt, das Essen wurde häufig besonders gelobt.

5. In welchen Arbeitsbereich sind Sie tätig? (Zahl der Nennungen in Klammern)

Familienbildung (17) Jugendamt (8) Verband (7) Fachbehörde (7) KiTa (6)
 Gesundheitsförderung (4) Erziehungsberatung (3) Ehrenamtlich (1)

6. Was ich noch sagen wollte...

„Tagungen zu diesem Thema sollte es öfter geben.“

„Das Thema Familie und Beruf und das Thema Kindertagesbetreuung fehlten.“ waren die am häufigsten genannten Ergänzungen.



HAMBURGER
FAMILIEN-
FREUNDLICHKEIT